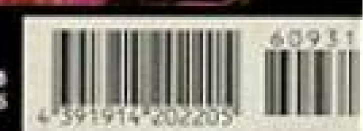


Die große Gruselserie von Jason Dark

Bauchtanz mit dem Tod

Band 931 • DM 2,20
Schweiz Fr.2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Bauchtanz mit dem Tod

John Sinclair Nr. 931

von Jason Dark

erschienen am 07.05.1996

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Bauchtanz mit dem Tod

»Du willst das Messer?« fragte die dunkelhaarige Janina flüsternd.

Wilma, sie war blond, nickte. »Ja, ich werde es einsetzen. Genau wie du. - Oder?«

Janina lächelte. Es war kein freundliches Lächeln, vielmehr demonstrierte es Entschlossenheit. »Keine Sorge, Wilma, wir haben uns geeinigt, und dabei bleibt es. Ich will nicht in den Orient oder sogar in die Wüste, um dort in einem Harem vor die Hunde zu gehen. - Ich mag den Bauchtanz, aber das ist auch alles.«

Wilma nickte. »Gut, dann sind wir jetzt der Tod.«

Der Frachter, der unter der Flagge eines arabischen Landes fuhr, hatte seinen Ankerplatz im Londoner Industriehafen gefunden. Er lag schon relativ lange dort, denn es hatte einige Komplikationen gegeben, was das Beladen anging. Da waren verschiedene Waren nicht pünktlich geliefert worden, und der Zoll hatte sich auch einmal quergestellt. Die Seeleute nahmen es gelassen hin, sie waren es gewohnt zu gehorchen.

Fragen stellten sie nicht, auch nicht, weshalb sie ein Deck des Frachters nicht betreten durften. Dort waren einige Kabinen, mehr wußten sie nicht.

In einer dieser Kabinen hielten sich auch die beiden jungen Frauen auf, die ihre Chance gesucht und fast auch gefunden hatten. Sie mußten nur den Mann vernichten, der ihnen diese Schmach angetan hatte.

Frei bewegen konnten sich die Frauen nicht. Die Kabine war nicht verschlossen, auf den Gängen des Unterdecks fanden sie sich auch zurecht. Sie wußten, wo sie hinzugehen hatten, und sie wußten auch, daß eine Wache zwar eingeteilt war, aber in der Nacht meistens schlief.

Die Frauen standen sich gegenüber und schauten sich an. Man hatte ihnen ihre Kleidung genommen, nur die Schuhe waren ihnen gelassen worden. Wilma und Janina hatten sich deshalb in Bettlaken eingewickelt.

Sie sahen schon sehr ulkig darin aus.

Die beiden Messer hatten sie gestohlen. Vor einem Tag war Wilma in die Küche oder Kombüse geschlichen und war dort fündig geworden.

Zwei Messer, die noch nicht vermißt worden waren, aber später sicherlich vermißt wurden. Bis dahin mußte alles erledigt sein. Sie hielten sich nahe der Tür auf. Dunkelheit hatte sich über den Raum gelegt.

Durch das Bullauge drang kaum Licht. Dieser Hafen lag in der Dunkelheit versteckt. Mond und Sterne waren nicht zu sehen, spendeten kein Licht. Beide Frauen kamen sich in dieser Welt vor wie Gefangene.

Wilma hob den linken Arm und fragte Janina: »Was tun wir für unsere Freiheit?« flüsterte sie.

»Alles!«

»Danke.«

Die Frauen klatschten sich an. Sie lächelten, doch ihr Lächeln wirkte versteinert. Sie wußten genau, wer sie hergelockt hatte. Sie hatten diesen Mann, der sich Abdul Akam nannte, ertragen müssen, und er hatte ihnen klargemacht, daß sie wie Ware auf einem inoffiziellen Markt im Orient verkauft werden würde.

Besprochen war alles. Jeden Schritt hatten sie geplant, und auch die

Uhrzeit war durchgecheckt worden. Sie mußten diesen Abdul Akam töten, um überhaupt eine Chance zu haben. Wenn er nicht mehr lebte, konnten sie aufatmen.

Man hatte ihnen genug berichtet. Angeblich sollte er mit dem Teufel im Bunde stehen und unsterblich sein. Ein Dschinn sollte in ihm wohnen und ihm seine Seele überlassen haben.

Wieviel davon in die orientalische Märchenkiste gehörte, wußten die beiden jungen Frauen nicht. Es war ihnen auch egal. Fest stand nur, daß Abdul Akam über Leichen ging und diejenigen tötete oder töten ließ, die ihm nicht gehorchten. Manche seine Opfer sollte er sogar gefressen haben!

Warum er gerade sie beide geholt hatte, wußten sie nicht. Angeblich sollten sie verkauft werden, aber es gab auch andere Gerüchte und Hinweise.

Beide wollten darüber nicht nachdenken, denn so etwas brachte sie nur durcheinander.

»Fertig?« fragte Wilma, während sich ihre Freundin wie immer etwas zurückhielt.

Janina nickte nur. Den Mund hielt sie dabei geschlossen, die Augen weit offen. In der Dunkelheit glänzte ihr Gesicht wie gelbliches Fett.

Bevor Wilma die Tür öffnete, richtete sie noch ihre »Kleidung«. Sie zupfte den Stoff höher und drückte den Knoten noch in das schmale Tal zwischen ihren Brüsten.

Sie war okay.

Sie war entschlossen.

Sie wollte den Tod!

Als sie die Tür öffnete, spürte sie Wilmas Atem über ihren Nacken streifen, so dicht stand die Freundin hinter ihr. Wilma hoffte, daß Janina durchhielt und nicht schlapp machte, wenn es darauf ankam. Was sie hatte tun können, das hatte sie getan. Stundenlang hatte sie auf die Freundin eingeredet und sie letztendlich überzeugt. Bevor beide irgendwo verschwanden, wollten sie lieber über ihren eigenen Schatten springen und diesen Hundesohn aus dem Weg räumen.

Die Tür ließ sich lautlos öffnen. Ein erster Blick fiel in den Gang, und Wilma war zufrieden, denn dort hatte sich nichts verändert. Wie immer brannte die Notbeleuchtung, deren rötlichgelber Schein über die braun gestrichenen Wände streifte und auch die beiden Geländer berührte, an denen sich die Menschen festhalten konnten, wenn das Schiff zu stark schwankte.

Im Moment lag es zwar ruhig, aber die sanften Wellenbewegungen und das Zittern des Schiffes waren trotzdem zu spüren.

Janina wartete noch. Erst als Wilma im Gang stand und ihr ein Zeichen gab, folgte sie der Freundin. Die Tür zog sie dabei sehr leise zu.

»Gut«, flüsterte die blonde Wilma.
Janina lächelte nur kantig.
Wilma drückte den Arm nach vorn. Damit deutete sie die Richtung an. Ihr Weg führte sie weiterhin in Richtung Bug, und sie gingen vorbei an den Türen rechts und links des Ganges.
Sie kannten sich bei Abdul Akam aus. Sie waren in seiner großen Kabine gewesen, die er eingerichtet hatte wie ein Stück Heimat. So ähnlich konnte es auch im Palast eines arabischen Fürsten aussehen, nur war hier eben alles kleiner.
Die Pracht hatte nicht über all die schlimmen Dinge hinwegtäuschen können, die der Araber den beiden Frauen angetan hatte. Er und auch seine Freunde, sie hatten die Frauen gefügig machen und ihren Widerstand brechen wollen.
Es war ihnen fast gelungen. Schlimme Tage lagen hinter den Frauen, aber sie hatten sich wieder erholt, und sie hatten festgestellt, daß sie sich noch immer in London befanden und die Bewachung gelockert worden war.
An der Küche gingen sie ebenfalls vorbei. Wilma grinste kalt, als sie daran dachte, daß dort zwei Männer fehlten. Sie würden auch so schnell nicht mehr im Fleisch eines Hammels stecken, sondern im Körper dieses Hundesohns!
Es war kurz nach Mitternacht. Auf dem Schiff war so gut wie kein Laut zu hören. Auch im Hafen war es leiser, wurde weniger gearbeitet als tagsüber.
Vor einer bestimmten Tür blieb Wilma stehen. Bis hierher hatten sie es geschafft. Es war auch leicht gewesen, nun aber begann der erste Teil eines schwierigen Prozesses.
Wenn sie die Türen öffneten, gelangten sie in den privaten Bereich des Abdul Akam, aber nicht dorthin, wo er sich aufhielt und wo er hoffentlich schlief. Hinter ihr lag ein Vorraum, in dem sich immer wieder jemand aufhielt, der den großen Meister bewachte. Mal war es nur ein Mann, mal waren es zwei.
Die Frauen hatten es geschafft, so etwas wie ein Vertrauensverhältnis zu dem einen oder anderen Aufpasser herzustellen. So wußten sie, daß in dieser Nacht nur einer über den Meister wachte, und sie hofften, daß er schlief.
»Drück uns die Daumen!« wisperte Wilma. Ihre Augen waren groß geworden. Ihre Gesichtshaut hatte sich entspannt. Wilma zitterte am ganzen Leib.
»Das tue ich schon die ganze Zeit.«
»Du bist super.« Wilma schwieg und legte ihr Ohr gegen die Tür. Sie hoffte, irgendwelche Geräusche zu hören, die darauf schließen ließen, ob dieser Aufpasser nun wachte oder schlief. Oft genug hockte er vor einer kleinen Glotze, bis er irgendwann einschlief und alles um sich

herum vergaß.

In dieser Nacht war nichts zu hören. Weder der Fernseher noch das Schnarchen des Wächters. Den Frauen gefiel nicht, daß sie die Lage nicht einschätzen konnten, doch sie mußten das Risiko eingehen.

Die Tür war nicht verschlossen, hatte keine Klinke, nur einen Knauf, den Wilma herumdrehte. Es war kein Geräusch zu hören, nur wenig später, als sie die Tür öffnete und diese mit der Unterseite leicht über den Boden schleifte.

Der Raum vor ihnen war beinahe finster. Was da an Licht durch die kleinen Fenster sickerte, verdiente diesen Namen kaum. Es war nicht mehr als der Widerschein einer weit entfernt stehenden Hafenlaterne.

Wilma schlich in die Kabine. Janina folgte ihr. Sie zitterte mehr als die Freundin, was einfach an ihren Nerven lag. Wieder schloß sie die Tür hinter sich.

Es erwies sich von Vorteil, daß sich die beiden Frauen in dieser Umgebung bereits aufgehalten hatten, auch wenn sie an diese Zeit nicht gern zurückdachten, aber sie wußten zumindest, wohin sie sich zu wenden hatten. Sie blieben zunächst stehen, um nach den Atemzügen des Aufpassers zu lauschen.

Da war nichts zu hören. Die Stille umgab sie, ohne daß diese von einem Laut unterbrochen wurde.

»Hier ist ja niemand!« hauchte Janina. »Abwarten.«

»Willst du Licht machen?«

»Nein.«

Das hatte seinen Grund, denn die Frauen brauchten nur nach rechts zu schauen, um den dünnen Schein zu sehen, der unter einer Türritze hervordrang.

Dort befand sich der Salon Abdul Akam. Und er war sicherlich noch wach, auch wenn sie keine Geräusche hörten. Sie hätten gern eine Taschenlampe gehabt, und es war Janina, die leise fluchte, als sie mit dem Fuß gegen ein Hindernis stieß auf dem Weg zu ihrem nächsten Ziel. Das Hindernis war zum Glück so schwer, daß es nicht umkippte.

Wilma bewegte sich vor ihr wie ein Schatten. Sie ging leicht geduckt und sank noch mehr zusammen, als sie die zweite Tür erreicht hatte und einen Blick durch das Schlüsselloch warf.

Gespannt wartete Janina hinter ihr. Sie wunderte sich, wie leicht alles ging, und sie dachte daran, welche Ängste sie zuvor durchgestanden hatten. »Siehst du was?« hauchte sie.

»Er ist da.«

»Und?«

»Wahrscheinlich hockt er auf seinem Diwan.«

»Ja, wie immer.«

Wilma richtete sich wieder auf. »Wir werden jetzt seinen Salon betreten, und dann sehen wir weiter.«

»Ich warte.«

»Keine Angst, Janina. Es geht um unser Schicksal - um unser Leben! Daran solltest du immer denken.«

»Natürlich.« Janina wünschte sich, daß schon alles vorbei war. Und sie fürchtete sich auch vor dem Moment, wenn sie das Messer in der Hand hielt und zustieß.

Ihre Freundin blieb vorn öffnete gerade so weit, um das Zimmer überblicken zu können.

Den breiten Diwan sah sie.

Und sie sah auch den Mann!

Daß er allein war, stellte sie sehr bald fest. Sie glaubte, den Stein schon poltern zu hören, der ihr vom Herzen rollte. Abdul war allein, sie aber waren zu zweit. Wilma gab ihrer Freundin durch eine Handbewegung bekannt, daß es soweit war.

Zugleich betraten sie den prächtig ausstaffierten Salon. Im ersten Augenblick wurden sie von dem Mann auf dem Diwan nicht bemerkt.

Erst als die Tür geschlossen wurde und dies nicht lautlos geschah, schaute er in die Höhe.

Er sah sie.

Beide lächelten…

***

Abdul Akam wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Er hatte auf seinem Diwan gesessen und war seinen Gedanken nachgegangen, die sich mit schlimmen Dingen beschäftigten. Durch das Auftauchen der Frauen war er aus dem Konzept gerissen worden.

Er hatte sich auf die rechte Seite gedreht, um die beiden anschauen zu können, und er brachte es nicht fertig, auch nur einen Laut auszustoßen.

Das sahen auch Wilma und Janina. Zudem schauten sie einen Menschen an, der vom Alter her jenseits der Fünfzig lag, aber irgendwie Ähnlichkeit mit einem dürren, großen, geierähnlichen Vogel hatte. Er war die Häßlichkeit in Person.

Der schmale Kopf mit der dünnen Haut saß auf einem ebenso dünnen Hals. Eine breite Nase, ein breiter Mund, eine wiederum breite Stirn und Haare, die wie graue Spinnweben auf dem Schädel wuchsen, dabei ziemlich dünn waren, so daß an einigen Stellen die Kopfhaut durchschimmerte. Ob Akam vollständig bekleidet war, wußten die Frauen nicht. Zumindest war sein dürrer Oberkörper nackt. Eine Decke endete in Höhe seiner Hüfte. Auf dem breiten Diwan wirkte er irgendwie verloren inmitten seiner Kissen, die ihn wie eine Dekoration umgaben.

Die Inhalte waren mit kostbaren Stoffen umspannt, und auch ein rundes, goldenes Tablett hatte auf dem Diwan seinen Platz gefunden.

Eine Schale mit Obst, eine Teekanne und die dazugehörige Tasse standen darauf.

Der Diwan berührte die Wand. Zwei Lampen warfen ihren Schein auf das Bett und die Gestalt des dürren Mannes.

Abdul Akam konnte es nicht fassen, daß er um diese Zeit noch Besuch kriegte, und zwar von den beiden Frauen, denen er einen freiwilligen Besuch nicht zugetraut hätte, deshalb war er auch nicht in der Lage, etwas zu sagen und schaute nur zu, wie sich Janina und Wilma von der Tür lösten, von zwei Seiten auf seinen Diwan zuschritten und dabei lächelten.

Akam wollte etwas sagen. Er hatte schon Luft geholt, aber er brachte kein Wort hervor. Nur ein dünnes Krächzen, das Ähnlichkeit mit den Lauten eines sterbenden Vogels aufwies.

Neben dem Diwan blieben die Frauen stehen.

Wilma links, Janina rechts. Beide Frauen hielten sich genau an ihre Pläne, denn sie lächelten ihn an, wobei sie eine gewisse Unsicherheit bei Akam hinterließen, denn er wußte nicht, wie er dieses Lächeln deuten sollte.

Sicherlich nicht freundlich, denn dazu hatten sie beileibe keinen Grund.

Wilma übernahm es, ihn anzusprechen. »Freust du dich nicht, daß wir gekommen sind, Abdul?«

Akam wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Verlegen pflückte er zwei Trauben ab und steckte sie hastig zwischen seine Lippen. Er kaute heftig.

»Bist du stumm?« fragte Janina, die ihre Scheu überwunden hatte und sich besser fühlte.

Zumindest konnte Akam lachen.

Freundlich klang es nicht gerade. Eher verlegen.

»Sag doch was!«

Der Orientale schaute Wilma an. Er schluckte die Trauben hinunter und sein Adamsapfel tanzte dabei auf und ab. »Weshalb seid ihr gekommen?«

»Wir wollten dich besuchen.«

»Wieso?«

Wilma funkelte ihn an. »Es hat uns einfach Spaß mit dir gemacht.« Nach diesem Satz nickte sie Janina zu, und die tat es ihrer Freundin nach, denn sie schlich von der anderen Seite her auf das breite Bett zu, schob einige Kissen zur Seite und auch das Tablett, damit sie sehr nahe an den Mann herankommen konnte. So war es zwischen ihnen abgesprochen worden, und daran hielten sie sich auch.

Akam wußte noch immer nicht, was er davon halten sollte. Er holte tief Luft, schloß die Augen, weil er dachte, einen Traum erlebt zu haben, doch als er sie wieder öffnete, mußte er sehen, daß es kein

Traum war und die beiden Frauen ihn dicht eingerahmt hatten, so eng, daß er die Wärme ihrer Körper spüren konnte.

Janina strich über die nackte Brust des Orientalen. »Magst du uns denn nicht, Abdul? Erinnerst du dich nicht daran, was du alles mit uns angestellt hast? Da bist du nicht schüchtern gewesen. Uns hat es gefallen, nicht wahr, Wilma?«

»Sehr sogar.«

»Jetzt wollten wir eigentlich weitermachen.«

Der Mann sagte nichts. Er hielt den Blick nur gesenkt und schaute zu, wie die Finger der Frau weiter nach unten wanderten.

Akam war abgelenkt worden. Er achtete nicht auf die zweite Frau und sah deshalb auch nicht, wie Wilma nach hinten griff und das Messer aus einer Stofffalte hervorzog. Sie behielt es in der Hand, allerdings so, daß Akam es nicht sehen konnte.

»Ich will aber nicht.«

Janina amüsierte sich über die Antwort. »Danach hast du uns beide auch nicht gefragt, als uns deine Männer in diesem Lokal betäubten und auf dieses Schiff schleppten.«

»Das ist etwas anderes.« Er wehrte sich mit Worten, und seine Stimme klang mehr als brüchig.

»Wieso?«

»Da habe ich bestimmt.«

Wilma kicherte. »Und jetzt bestimmen wir, mein Lieber. Wir wollen doch sehen, wie gut du bist, wenn wir zu dritt sind. Zwei schöne Frauen und du, das war doch dein Traum.«

Der Mann schwieg und starrte Wilma an, so sah er nicht, daß die andere Frau ebenfalls ihren Arm auf den Rücken zubewegte und dort die Waffe hervorholte, sie aber nicht zeigte, denn Abdul Akam sollte auf keinen Fall gewarnt werden.

Er hatte sich wieder gefunden. Er holte Luft, hob den Arm, als wollte er die blonde Haarflut zur Seite streichen, aber Wilma drückte ihren Kopf zurück. »Ihr sollt verschwinden, verdammt! Haut ab! Wie seid ihr überhaupt hereingekommen. Wo steckt Meret?«

»Er war nicht da. Dein Aufpasser hat sich verzogen. Vielleicht ist er an Land gegangen und amüsiert sich in einem Puff. Wir drei sind hier unter uns, und wir wollen dort weitermachen, wo wir aufgehört haben, denn uns fehlte noch der letzte Thrill! Nicht wahr, Janina?«

»Ja, du hast recht.«

»Geht!« Abdul sprach noch immer rauh. Er war ängstlich und wütend zugleich und er fühlte sich wie in einer Falle, denn die beiden Frauen waren dicht an ihn herangerückt. Er glaubte auch nicht, daß sie mit ihm ihre Sexspielchen treiben wollten, nein, die hatten etwas anderes im Sinn, das sagte ihm sein Instinkt.

»Nein, wir bleiben!« flüsterte Janina, froh darüber, ihre Angst über

Bord geworfen zu haben »Wir bleiben, denn damals mußten wir auch bei dir bleiben, wenn du verstehst. Wir bleiben So lange bei dir, wie es uns gefällt.«

Abdul Akam atmete heftig. Er sah im Moment keine Chance, sich aus dieser Lage herauszuwinden. Allein fühlte er sich hilflos. Er war nur stark, wenn seine Wächter in der Nähe waren, die aber ließen sich nicht blicken.

Wilma streichelte sein Kinn. Ihr gefiel es nicht, ihm auch nicht. Sie aber behielt ihr Lächeln bei, während der Mann den Mund verzog. Wilma bewegte ihren Körper etwas zur Seite und beugte den Kopf nach vorn, damit sie dem Araber direkt in das Gesicht schauen konnte. Mit einer Hand faßte sie in sein Haar und drehte es zwischen ihren Fingern zusammen. »Du hast verloren, du komischer Pascha, du hast endgültig verloren, denn hier gelten deine Gesetze nicht. Wir werden nicht auf einem Sklavenmarkt landen! Statt dessen werden wir den fertigmachen, der uns dorthin schaffen wollte.«

»Das gelingt euch nicht!«

»Doch!«

Der scharfe Ruf hatten den Mann unterbrochen. Plötzlich bekam er große Augen, als er sah, was sich ihm näherte. Wilma hatte ihr Messer gezogen, und die Klinge huschte wie ein Blitz auf den Hals des Mannes zu. Sie war in eine Falte eingedrungen, hatte eine winzige Wunde geritzt, aus der ein Tropfen Blut gequollen war, auf den Wilma allerdings nicht achtete. Hätte sie es getan, dann wäre sie wahrscheinlich über die Farbe verwundert gewesen, denn das Blut des Orientalen war nicht rot, sondern schwarz!

Janina setzte auf ihrer Seite das Messer an. So war es zwischen ihnen abgesprochen worden.

Akam spürte den leichten Stich, und da wußte er, weshalb die beiden Frauen gekommen waren, deren Haß auf ihn riesengroß sein mußte.

Bewegen konnte er sich nicht, denn die Furcht nagelte ihn fest. Er wußte, wie entschlossen diese beiden Frauen waren, und er hütete sich sogar vor einem falschen Wort, um sie nicht herauszufordern. Wilma lächelte.

Janina tat es ihr nach. Dabei sah ihr Gesicht unter den dunklen, glatten Haaren aus, als wäre die Sonne aufgegangen.

Das Ziel war beinahe erreicht!

Und auch der Araber hatte sich wieder gefangen. »Was - was wollt ihr wirklich?« brachte er keuchend hervor.

»Kannst du dir das nicht denken, du Hundesohn!« flüsterte Janina ihm zu. Sie war aufgeregt, haßerfüllt und zornig, denn ihr war wieder eingefallen, was man mit ihr getan hatte.

»Nein, kann ich nicht.«

»Wir sagen es dir gern«, erklärte Wilma. »Wir wollen deinen Tod.

Nicht mehr und nicht weniger. Einfach nur deinen Tod. Du hast den Bogen überspannt, und so etwas können wir nicht hinnehmen. Du bist ein menschliches Schwein. Wer weiß, wie viele Frauen und Mädchen du bereits ins Unglück gestürzt hast, und deshalb werden wir dich töten. Ja, töten. Mit diesen Messern werden wir dich ins Jenseits befördern und zuschauen wie das Blut diesen Diwan beschmutzt.«

Sie hatten mit einer panikartigen und ängstlichen Reaktion des Mannes gerechnet und mußten erstaunt feststellen, daß dies nicht der Fall war.

Im Gegenteil. Abdul Akam fing sogar zu lachen an, und er ignorierte es, daß er von zwei Messerspitzen in die Zange genommen worden war. Er lachte weiter, gluckend, kichernd, mal prustend, so daß die beiden irritiert wurden, sich gegenseitig anschauten und nicht wußten, was sie dazu sagen sollten.

Das Lachen veränderte sich und klang langsam aus. Dabei hörte es sich an, als würde in der Kehle des Mannes Papier rascheln. So reagierte niemand, der unter großem Druck stand, das wußten auch die beiden Frauen, und deshalb wunderten sie sich.

»Töten!« keuchte Akam nach seinem Gelächter. »Ihr wollt mich also wirklich töten?«

»Das hatten wir vor!« flüsterte Wilma. »Und das werden wir auch durchführen. Wir wissen, was für ein Schweinehund du bist. Du hast den Tod verdient. Du sollst verrecken, und es wird keinen geben, der dir noch eine Träne nachweint.«

Abdul Akam hatte sich alles ruhig angehört. Zu ruhig, wie die Frauen fanden. Er sagte nichts, aber er reagierte, indem er die Augen bewegte und so versuchte, die Gesichter seiner Besucherinnen zu durchforschen.

Er bewegte die dünnen Lippen, sein Lächeln war wissend, und es verunsicherte die Frauen auch.

»Töten wollt ihr mich?« fragte er.

»Ja, töten!«

»Das könnt ihr nicht!« Wieder lachte er, und es klang auch sehr überzeugt.

»O doch, das können wir!« erklärte Wilma. »Wir haben es uns fest vorgenommen. Wir sind auch mit uns selbst ins reine gekommen. Es wird für dich keine Chance geben, wir werden dich vernichten. Wir werden dafür sorgen, daß du tot hier auf deinem prachtvollen Diwan liegst, in deinem Blut.«

»Man kann mich nicht töten!« wiederholte der Araber stur. »Ihr werdet es sehen.«

»Jeden Menschen, jede Kreatur kann man töten!« behauptete Janina, die es langsam leid war.

»Ja«, gab Akam zu, »einen Menschen schon, auch ein Tier oder eine

Kreatur. Das aber bin ich nicht. Ich bin weder das eine noch das andere. Ihr werdet es schon sehen.«

Die beiden hatten mit allem gerechnet. Damit, daß, der Mann anfing zu flehen, daß er sich wehrte, daß er schrie, daß er um sich schlug und versuchte, Gewalt einzusetzen, das alles war schon okay, aber mit derartigen Antworten hatten sie nicht rechnen können und waren dementsprechend verunsichert.

Verständnislos schauten sie sich an, was auch dem Araber auffiel, denn er lachte wieder. »Ich gebe euch eine letzte Chance. Wenn ihr mich tötet, dann wird es schlimm für euch. Dann ist es wirklich vorbei. Wenn ihr jetzt geht, vergesse ich alles.«

»Tatsächlich?« fragte Wilma, die sich nicht beirren lassen wollte.

»Vergißt du all das, was du mit uns vorgehabt hast?«

»Klar.«

»Aber wir trauen dir nicht. Wir wissen genau, daß du lügst, du verfluchter Hund, du! Du wirst uns nichts mehr erzählen können, das haben wir uns vorgenommen.« Sie nickte Janina zu.

Die dunkelhaarige Frau nickte zurück. Dann zog sie das Messer vom Hals des Mannes weg, denn auch Wilma hatte dies getan. Plötzlich schwebten beide Klingen über der Brust des Mannes, und die Frauen hatten sich auf den Diwan gekniet.

Abdul Akam schaute in die Höhe. Er hatte die Augen weit aufgerissen.

Es waren ungewöhnliche Augen, die tief in den Höhlen lagen wie dunkle Ölpfützen und beim ersten Hinschauen kaum zu sehen waren. Wilma und Janina rechneten mit einem Schrei, und gerade das wollten sie nicht.

Wilma gab den Befehl. »Jetzt!« Beide Messer rasten nach unten. Und beide trafen!

***

Daß sie bei dieser Tat die Augen schließen würden, das war nicht abgesprochen, aber sie hatten es getan. So schlimm ihre Vergangenheit mit diesem Menschen auch gewesen war, sie konnten einfach nicht zusehen, wie die Klingen in den mageren Körper wuchteten, zwischen die Knochen glitten, als wollten sie ihn aufspalten Es war nichts zu hören. Kein Schrei, kein Aufstöhnen. Dieser Mann vor ihnen nahm die Messerstöße einfach hin. Er zitterte nur einmal, dann war es vorbei, wie die Täterinnen merkten, denn sie hielten noch immer die Griffe der Waffen fest.

Sie schauten ihn an.

Es war ein schreckliches Bild. Zwar hatten sie es sich in der Theorie schon des öfteren ausgemalt und sich davor später nicht mehr gefürchtet, aber es in der Praxis zu sehen, zerrte schon an ihren

Nerven.
Sie knieten neben dem Toten und schauten ihn an.
Beide Messer steckten in seiner Brust. Beide so dicht nebeneinander und in Höhe des Herzens, daß sich die Klingen beinahe berührten. Die beiden Frauen hatten sich ausgemalt, daß das Blut in die Höhe spritzte, doch hier war das nicht der Fall.
Zwar hatte sich um die Einstichstellen eine dunkle Flüssigkeit gebildet, aber Blut war es nicht. Es sah eher aus wie dünn gewordener Teer, und aus den Wunden stieg zudem widerlich stinkender Dampf empor.
Sie schwiegen.
Wilma war totenbleich geworden. Ihr Mund stand offen, als wollte sie schreien, die Augen waren groß, und an den Ohrläppchen zitterten die beiden Ringe.
Auch Janina konnte nicht sprechen. Sie hatte ihre Lippen so hart zusammengepreßt, daß bei ihnen die natürliche Röte nicht mehr vorhanden war und sie aussahen wir zwei blasse Striche. Auf der ebenfalls blassen Haut lag ein durchsichtiger Schimmer aus Schweiß.
Wilma fand die Sprache als erste zurück. »Er - er ist doch tot - oder?« hauchte sie.
»Das muß er!« erklärte Janina tonlos.
»Und das Blut?«
Janina hob die Schultern.
»Wir sollten gehen«, sagte Wilma nach einer Weile. »Wir dürfen nicht mehr länger bleiben.«
»Und das Messer?«
»Nehmen wir mit.«
»Gut.«
Beide faßten nach den Griffen, schauten sich dabei nicht an, aber die Furcht steckte tief in ihnen, denn sie ahnten, daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zuging, und sie erinnerten sich auch an die Worte des Arabers kurz vor seinem Tod, als er davon gesprochen hatte, daß er nicht zu töten war.
Diesmal gab Janina das Kommando. Sie glaubte daran, sich besser zu fühlen als ihre Freundin. »Jetzt!«
Zugleich zogen die Frauen die Messer aus dem Körper - und erlebten Schreckliches.
Sie hatte den Eindruck, als wollte sich der Tote mit seinem starren Gesicht noch einmal aufbäumen und etwas sagen, denn irgendwoher drang ein zischendes Geräusch aus seinem Körper. Es hörte sich nur so an, als hätte die tote Person noch einen allerletzten Atemzug getan.
Diesmal blieben die beiden nicht so cool. Auch Janina schrie auf und schaute ihre Freundin an, das Messer jnoch in der Hand, von dessen Klinge die dunkel Flüssigkeit glitt.

Wilma schüttelte nur den Kopf. Sie wollte etwas sagen, vielleicht erklären, aber Worte drangen nicht aus ihrem Mund. Sie war einfach zu stark geschockt.

Wie angeklebt blieben sie auf dem Diwan hocken. Sie standen wie unter einem Zwang, der als Befehl von der Leiche zwischen ihnen abgegeben worden war und sie voll erwischt hatte.

Abdul Akam war tot! Er mußte tot sein! Kein Mensch konnte solche Messerstiche überleben. Auch der Blick seiner jetzt glanzlosen und immer noch versteckt liegenden Augen sprach davon. Es war vorbei mit ihm, er weilte nicht mehr unter den Lebenden.

Etwas knisterte.

Beide Frauen erschreckten sich. Sie wußten nicht, woher dieses Geräusch gekommen war, aber sie trauten sich auch nicht, der Leiche einen Blick zuzuwerfen.

Wilma tat es dann doch.

Sie wäre am liebsten geflüchtet, aber sie blieb hocken. Mit offenem Mund und weit geöffneten Augen. Die Angst und der Schrecken hatte sich auf ihrem Gesicht eingemeißelt.

»Nein«, ächzte sie. »Nein…«

Janina schaute ebenfalls wieder hin. Was beide Frauen zu sehen bekamen, ließ sie an ihrem Verstand zweifeln…

***

Joachim Bertus war Deutscher. Er arbeitete allerdings bei einer Firma, die international tätig war, ein gewaltiges Transportunternehmen, weltweit engagiert, mit Filialen in allen Erdteilen.

Bertus gehörte zur jungen Garde der Betriebswirte und Organisatoren.

Bei seiner Einstellung hatte er auch zugestimmt, versetzt werden zu können, und so war er dann zunächst nach London gekommen. Weg aus Hamburg, und in der neuen Stadt hatte er sich in dem letzten halben Jahr gut zurechtgefunden.

Er besaß eine kleine Wohnung am Rande von Mayfair, er wußte bereits, wo der Bär tanzte, nur mit seinem Arbeitsplatz war er nicht so recht zufrieden.

Das heißt, der Job machte ihm Spaß, aber nicht der Ort, wo er sein Geld verdiente.

Der Bau lag im Hafen. Ein altes Fabrikgebäude aus dunkelroten und verschmierten Ziegelsteinen, hohen, schmutzigen Fenstern und zugigen Fluren. Es war ein Bau aus der Gründerzeit, und irgendwann wollte die Firma neue Büros anmieten, so sah der Plan aus, aber Bertus glaubte nicht daran, daß es noch zu seiner Zeit geschehen würde, denn es zog ihn ins wirtschaftlich boomende Asien.

Die Länge der Arbeitszeit war ihm nicht so wichtig. Wenn es der Job erforderte, schuftete er bis tief in die Nacht hinein, und jetzt war es wieder einmal soweit.

Das Büro mußte so lange besetzt bleiben, bis der Anruf aus New York erfolgt war, und Bertus war das gar nicht so unlieb, denn in der Wartezeit hatte er Muse, sich mit neuen Versicherungsbestimmungen und einem leicht abgeänderten EG-Recht vertraut zu machen.

In seinem Büro, das doch sehr groß war, kam er sich irgendwie verloren vor.

Es mochte auch an der hohen Decke liegen, die mit Leuchtstoffröhren gespickt war. Aerdings hatte Joachim Bertus auf das gree Licht verzichtet und verließ sich lieber auf die Beleuchtung seiner Schreibtischlampe.

Selbst der Schreibtisch wirkte klein. Auch der Schrank mit den Akten und Unterlagen paßte von der Proportion her nicht in diesen Raum. Es war alles zweitrangig. Für ihn zählte nur die Leistung, aber auch die Mittel, um sie zu erreichen.

Eine moderne und perfekte Kommunikationsanlage war vorhanden, aber der zeigte ein dumpfes Grüngrau, denn bei seiner Lese- und Lernarbeit konnte ihm Kollege Computer auch nicht helfen. Ebenfalls nicht beim Telefonieren, was er im Moment tat und worüber er sich ärgerte, denn er hatte einen Fehler gemacht und Kate, seiner neuen Flamme, die Nummer gegeben.

Kate hatte ihn angerufen, weil sie sauer war. Sie schimpfte wie ein Rohrspatz. Sie fühlte sich beleidigt, im Stich gelassen, wie auch immer, und sie warf ihm vor, daß ihm der Job wichtiger war als sie.

Joachim Bertus, der seine Beine auf den Schreibtisch gelegt hatte und die Brille zurechtrückte, grinste, als Kate eine kurze Pause einlegte, um Luft zu holen.

»Warum sagst du nichts?«

»Du hast recht, Darling!«

»Hör auf mich Darling zu nennen. Ich hasse dieses Wort.«

»Aber trotzdem hast du recht.«

»Wieso denn?«

Bertus lachte leise. »Nun ja, du hast mich gefragt, ob mir der Job wichtiger ist als du. In diesem Fall muß ich es bejahen. Ich kann hier noch nicht weg. Und ich weiß auch nicht, wann ich diesen Anruf bekomme. In einer Minute oder in einer Stunde, ich kann es dir nicht genau sagen, aber ich möchte dich schon bitten, nicht die Leitung zu blockieren, sonst sitze ich noch im Regen.«

Daß noch eine zweite und dritte Leitung geschaltet war, sagte er ihr nicht. Kate brauchte nicht alles zu wissen.

Sie war perplex, sie rang nach Luft, was deutlich zu hören war. »Du, du hast es tatsächlich gesagt? Du willst mich loswerden…?«

»Nicht so, wie du es siehst. Aber in dieser Nacht habe ich wirklich zu tun.«

»Scheiße!« schimpfte sie.

»Danke. Wie soll ich das verstehen?«

»So wie ich es gesagt habe. Meinetwegen kannst du die nächste, die übernächste Nacht und auch noch die ganze Woche dort hockenbleiben, mich kümmert es nicht.«

»Aber Kate, das ist…«

Sie ließ ihn nicht ausreden. »Ich weiß genau, wie das ist und wie du das gemeint hast. Mir brauchst du nicht mehr zu kommen. Für mich ist die Sache erledigt.«

»Denk doch mal…«

»Nein, ich denke nicht!« schrie sie zurück. »Ich will nicht denken. Ich will auch nichts mehr mit dir reden, und ich will dich nicht mehr sehen, Joachim Bertus. Klar?«

Er schwieg.

Kate schickte ihm noch einen Fluch zu, dann legte sie auf, und Bertus grinste. Er war erleichtert. Kate mochte zwar ein nettes Girl sein, aber sie gehörte zu den Personen, die anhänglich waren wie Kletten. Außerdem war er nicht nach London gegangen, um sich einengen zu lassen.

»Adele, denn!« ahmte er den Schwaben nach und legte den Hörer wieder auf. Lässig schwang er die Beine vom Tisch und dachte daran, daß er sich einen Schluck verdient hatte. Alkohol gab es genug, um mit den Kunden die Geschäftsabschlüsse zu begießen.

Bertus öffnete die rechte Hälfte eines schmalen Schranks, holte eine Flasche Whisky hervor. Er goß sich einen Doppelten ein.

»Auf dich, Kate«, sagte er und grinste seinem in der dunklen Fensterscheibe schwach zu sehenden Spiegelbild zu. »Aber auch auf mich, daß ich dich geschafft habe.«

Er trank, lachte und nahm wieder an seinem Arbeitstisch Platz. Dann schaute er auf die Uhr. Mitternacht war fast erreicht. Er spürte ebenfalls eine gewisse Müdigkeit, gähnte und räumte danach den Hefter mit den neuen Bestimmungen zur Seite. Er hatte keine Lust mehr, sich auch weiterhin mit diesem Paragraphenkram zu beschäftigten. Er wollte auch nicht mehr länger in dieser Umgebung bleiben. Bertus stellte sich eine Bar vor, in der er noch einen Drink nahm, sich nach einigen hübschen Tierchen umschaute und danach ins Bett ging. Erst gegen Mittag würde er wieder in sein Büro zurückkehren.

Auch um zehn Minuten nach Mitternacht hatte sich der Kunde aus New York noch nicht gemeldet, und allmählich wurde Joachim Bertus sauer.

Wenn etwas schiefgelaufen war, kriegte er Ärger, das stand fest, Zwar

traf ihn keine Schuld, aber wen kümmerte das schon? Er trug hier die Verantwortung und hatte auch das Geschäft eingeleitet.

Zwar wollte er nicht mehr rauchen, aber Zigaretten trug er immer bei sich, und so zündete er sich ein Stäbchen an. Nach drei Zügen tutete das Telefon. Das war New York - oder Kate. Hoffentlich nicht sie, dachte er, hob ab und meldete sich mit seinem und dem Firmennamen.

»Hier ist Tendrake.«

»Ha, Mr. Tendrake. Alles okay?«

»Jetzt ja.«

»Wieso?«

»Wir hatten mit dem Zoll einige Schwierigkeiten, aber die sind aus dem Weg geräumt worden. Sorry, daß es etwas länger gedauert hat, ich weiß ja, wie spät es bei Ihnen in London ist, aber die Ware ist bereits auf dem Weg.«

»Hervorragend.«

»Gut, dann wünsche ich Ihnen noch eine angenehme Nacht.«

»Die werde ich jetzt haben, Mr. Tendrake.« Bertus legte auf und rieb sich die Hände. Das war der Sieg! Das hatte mal wieder geklappt, und seine Vorgesetzten würden zufrieden sein und ihm einen dicken Pluspunkt auf die Liste schreiben. Im internationalen Transportgeschäft ging es haarig zu, da schlief die Konkurrenz nicht, und Bertus hatte es geschafft, sie aus dem Rennen zu schlagen.

Das war doch was.

Er drückte die inzwischen fast völlig verqualmte Zigarette aus und stand auf.

Die große Hitze war in London vorbei. Der erwartete Wetterumschwung war voll und ganz eingetroffen, er hatte das heiße, unnatürliche Wetter aus Europa vertrieben und wieder für normaleres Wetter gesorgt. Das hieß auch Regen und Kühle in Mitteleuropa. In den Alpen war es bereits zu ersten Schneefällen gekommen.

Bertus interessierte das nicht besonders. Er wollte zunächst mal richtig durchatmen.

Das konnte er in dieser Nacht.

Ein doppelter Whisky warf ihn nicht um, aber Bertus steckte sich zwei Pfefferminzpastillen in den Mund, damit man seine Fahne nicht zu schnell roch.

Dann verließ er sein Büro, schloß ab, fuhr mit dem alten Fahrrad nach unten und trug sich in einem Buch ein, das in einer kleinen Glaskabine lag.

Ein Nachtwächter hatte ihn gehört und kam auf ihn zu. »Endlich Feierabend, Mr. Bertus?«

Der Deutsche drehte sich um. »Ja, endlich, und es hat sich gelohnt, noch so lange zu warten.«

»Das ist gut.«

Bertus wußte, daß der Mann gern plauderte. Dafür hatte er in dieser Nacht keinen Nerv. Er winkte dem Nachtwächter zu und verließ das Gebäude.

Bis zu seinem Golf waren es nur wenige Schritte. Der Wagen stand neben einer Reihe von Containern schräg hinter dem Gebäude. Bertus stieg ein, startete und fuhr los.

Er fühlte sich gut.

Und er wußte, daß die Nacht für ihn noch nicht vorbei war. Irgend etwas würde passieren.

Was ihm aber wirklich bevorstand, das ahnte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Außerdem hätte er es gar nicht geglaubt…

***

Es gab noch zwei Männer, die sich um diese Zeit in der Hafengegend herumtrieben.

Suko und ich.

Ja, ich war wieder zurück in London, aber der letzte Trip nach Italien, in das kleine Dorf in den Abruzzen, steckte mir noch tief in den Knochen.

Es war mir nicht möglich, den Tod der Marcia Morana, meiner Lebensretterin, zu überwinden. Dabei hatte sie alle Vorsicht außer acht gelassen. Sie war zu wild und ungestüm gewesen, anstatt auf mich zu hören, denn ich hätte sicherlich eine Möglichkeit gefunden, sie von dem blutigen Stigma auf ihrem Gesicht zu befreien.

Das war leider nicht so gekommen. Marcia hatte sich gegen meinen Rat entschieden - und war tot.

Mit meinen Freunden hatte ich darüber sprechen müssen, um es mir einfach von der Seele zu reden. Sie hatten sich auch als geduldige Zuhörer erwiesen und mir geraten, mich wieder voll und ganz in die Arbeit zu stürzen.

Nun, das hatte ich vor.

Zwar hatten die Dämonen keinen Urlaub eingelegt, aber die ganz großen Dinge standen nicht an, nur eine Kleinigkeit, wie mir Sir James und Suko gemeinsam versichert hatten. Im Londoner Hafen sollte es eine Gruppe von Menschen geben, die einen Vampirbund gegründet hatten und angeblich Blut tranken.

Suko hatte von einem seiner Landsleute den Tip erhalten, und dieser Mann hatte ihm auch berichtet, wo sich die Gruppe immer traf. In einem düsteren Speicherhaus, das wegen seiner Baufälligkeit leerstand und wo Waren höchstens noch im Parterre-Bereich gelagert wurden.

Das Speicherhaus konnten wir vom Wasser aus erreichen, weil es an einem der Kanäle lag, aber der andere Weg erschien uns bequemer, denn die Vorderseite bildete die Grenze zu einem Kai, wo einmal hohe

Kräne gestanden hatten, der Platz nun aber als Container-Friedhof diente.

Wir hatten den Rover zwischen zwei Containern abgestellt. Die Gasse war breit genug, so daß wir auch bequem aussteigen konnten. Ich drückte die Fahrertür zu und schloß ab.

Suko war bereits einige Schritte vorgegangen und hatte den düsteren Schattenbereich der Container verlassen. Er wartete auf mich und drehte den Kopf, als ich neben ihm stand.

»Da wären wir!« Er nickte dem alten Bau zu, als wollte er ihn begrüßen.

Das Gebäude war ziemlich breit. Beim ersten Hinschauen zeigte das Mauerwerk zahlreiche Löcher, durch die man die Waren früher transportiert hatte, die von außen angebrachten, galgenähnlichen Hebeln in die Höhe gezogen wurden.

»Was sagst du?«

»Sieht düster aus.«

Mein Freund lachte. »Ein Freudenfeuer werden sie wohl nicht anzünden. Es läuft ja im Geheimen ab.«

»Daß dort Vampire versammelt sind, ist aber nicht sicher - oder?«

»Mein Freund hat sie Blut trinken sehen. Sie schlürften es aus Kannen und Tassen«, sagte er.

»Dann laß uns mal mitschlürfen.«

Von außen zumindest deutete nichts darauf hin, daß sich jemand in diesem alten Gebäude aufhielt. Es war hier ziemlich dunkel. Es wurde auch nicht gearbeitet, erst am Tag würden die Container wieder verladen werden. Dunkle Gestalten entdeckten wir in der Umgebung nicht. Es ging eigentlich alles ziemlich normal zu, und der gesamte Hafenbereich war von der Dunkelheit der Nacht regelrecht eingepackt worden.

Der Himmel zeigte sich bedeckt. Der Blick auf die Sterne fehlte. Es wehte ein leichter Nordwind, und er brachte einen öligen Geruch mit.

Natürlich hatte das Gebäude einen Eingang. Eine relativ große Tür aus Holz, schon ein Tor, über dem zwei Lampen hingen.

Von außen her war das Gebäude an keiner Stelle beleuchtet. Es lag vor uns wie ein starres, düsteres Ungetüm, in dem wir uns leicht verirren konnten.

Zwar war ich kein Experte für Lagerhallen und Speicherhäuser, aber ich wußte, daß es in den zahlreichen Etagen viele Räume, Türen und auch Gänge gab, wo einst Waren lagerten oder auch kleine Kontore untergebracht waren. Das Türschloß war zerstört und wies darauf hin, daß dieser Bau nicht mehr benutzt wurde.

Suko war vorgegangen. Er zerrte die Tür auf, was nicht geräuschlos ablief. Deshalb zogen wir den Eingang auch nicht bis zu seinem Ende auf, es reichte uns der Spalt, der uns einen Durchlaß gewährte.

Wieder machte Suko den Anfang. Ich blieb hinter ihm, und wir standen in einer grauen Umgebung, in der es nach allem möglichen roch. Staub wölkte uns entgegen und machte das Atmen zur Qual.

Kein fremdes Geräusch durchbrach die dumpfe Finsternis. Wir hielten uns in einer fremden Umgebung auf, in der kaum etwas zu erkennen war, weil die Dunkelheit alles schluckte.

Ich drehte mich um, weil ich in der Nähe die Andeutung einer Treppe gesehen hatte. Mit vorsichtigen Schritten ging ich hin - und blieb direkt vor der ersten Stufe stehen. Die Treppe führte in die Höhe. Ich wußte nicht genau, ob sie schmal oder breit war, aber die Räume über ihr wirkten wie ein Schlauch, in dem sich die Geräusche nicht nur verfingen, sondern wie auf einer akustischen Schiene transportiert wurden und auch meine Ohren erreichten.

Das waren Stimmen. Vielleicht unterlegt mit einem Lachen oder Schreien, das war nicht so genau herauszuhören. Fest stand nur, daß sich über uns jemand befand, und das hatte auch Suko herausgefunden, der mittlerweile neben mir stand und es durch sein Nicken andeutete.

»Da oben könnten sie sein«, wisperte er.

»Wer geht vor?«

»Ich.«

»Bitte.«

Es war wirklich kein Vergnügen, im Finstern diese Steintreppe hochzusteigen, aber das Einschalten der schmalen Leuchten konnten wir nicht riskieren. Wir mußten damit rechnen, daß die fremden Typen dort oben irgendwelche Wächter aufgestellt hatten, die sie vor irgendeiner Gefahr warnten.

Ich hatte dabei eher das Gefühl, in eine unheimliche Tiefe zu steigen, als in die Höhe zu gehen. Suko blieb immer zwei Stufen vor mir. Seine Gestalt sah ich als einen schaukelnden Schatten.

Es gab natürlich Etagen, die zu beiden Seiten jeweils am Ende der Treppe in schmale Gänge mündeten. Die Räume hinter den dort vorhandenen Türen hatten früher als Läger gedient, und noch immer hing der Geruch exotischer Gewürze in der Luft und kitzelte unsere Nasen.

In der ersten Etage befanden sich unsere unbekannten Freunde nicht.

Wir mußten noch höher und bewegten uns nach wie vor sehr leise weiter, damit wir nicht auffielen.

Ein schrilles Lachen ließ uns stoppen.

Wir warteten, bis es abgeklungen war, und Suko sprach aus, was ich dachte.

»Eine Frau haben Sie auch dabei.«

»Mindestens.«

Wir blieben noch stehen, um herauszufinden, ob sich auch andere

Personen bemerkbar machten, doch den Gefallen tat man uns leider nicht. Also mußten wir wieder hoch, aber es tat sich etwas. Wenn ich den Kopf zurücklegte und dabei in die Höhe schaute, dann hatte ich den Eindruck, als wären huschende Schatten dabei, die Dunkelheit zu zerstören. Schatten, die erschienen, sich wieder zurückzogen, erneut auftauchten, um das Spiel von vorn zu beginnen. Zudem sehr blasse Schatten, was nicht auf ein normales Feuer schließen ließ. Außerdem nahmen wir keinen Rauch wahr.

Wir gingen jetzt noch langsamer einem ungewöhnlichen Singsang entgegen.

Wer immer da feierte, dieser Singsang war schon ungewöhnlich und seltsam.

Einen Wachtposten hatten die »Feiernden« nicht aufgestellt. So etwas hielten sie wohl nicht für nötig, und uns kam diese Tatsache nur entgegen. Wir ließen auch die letzte Stufe hinter uns und mußten nun in die rechte Hälfte des Flurs eintauchen, denn von dieser Seite her nahmen wir die Geräusche wahr und sahen auch die Schatten, die immer wieder blaß in den Gang hineinfuhren. Die Geräusche entstanden anscheinend in einem der Räume. Da stand auch eine Tür offen.

Wir hielten uns dicht an der Wand, so daß wir selbst zu Schatten wurden. Schritt für Schritt näherten wir uns dem Ziel und kamen so nahe heran, daß wir sogar die geflüsterten Worte verstanden, die durch den staubigen Flur wehten.

»Wenn du das Blut getrunken hast, dann wirst du spüren, wie es ist, ein Vampir zu sein, Leila. Dann spürst du die Kraft, dann gehörst du zu uns, verstehst du?«

»Ja - ja«, hörten wir eine singende Antwort. Die Worte versickerten, und für einen Moment trat Ruhe ein. Mir kam in den Sinn, daß die Frau, die gesprochen hatte, keine normale Stimme mehr hatte. Sie glich mehr einem Singsang, als hätte sie Mühe, überhaupt irgendwelche Worte hervorzubringen.

Wenn jemand so sprach, dann stand er möglicherweise unter Drogeneinfluß.

»Warum trinkst du nicht?« fragte der Mann.

»Ich - ich kann es nicht.« Die Antwort glich mehr einem Stöhnen. »Ich kann es wirklich nicht.«

»Dann kannst du auch nie zu uns gehören und erfahren, wie es ist, wenn sich die Kraft eines Vampirs in den Körper eines lebenden Menschen eindringt.«

»Das weiß ich alles…«

»Aber?« Die Frage war mit scharfer Stimme gestellt worden.

»Es geht um das Blut.«

»Das wissen wir beide, Leila.«

»Aber es ist das Blut meiner Katze!« keuchte die Frau. »Meiner Katze, die ich über fünf Jahre gehabt…«

»… und getötet habe!« vollendete der Mann.

»Ja, ja, das stimmt!«

»Dann kannst du das Blut auch trinken. Zuerst das der Tiere, dann das der Menschen.«

Leila kam nicht über ihre Katze hinweg. »Ich habe sie zwar getötet, aber du hast mich dazu gezwungen, das darfst du nicht vergessen. Ich glaube nicht, ob ich es gekonnt hätte.«

Der Mann gönnte ihr eine kleine Nachdenkpause. Dann sagte er: »Du mußte dich jetzt hier entscheiden. Willst du zu uns gehören, oder willst du es nicht?«

»Doch, schon. Aber…«

»Kein Aber!« schrie er. »Trink!« Wir hatten zugehört und waren natürlich nicht untätig geblieben. Schritt für Schritt hatten wir uns der offenen Tür genähert und brauchten nur mehr einen langen Schritt zu machen, um ihren Rand zu erreichen.

Suko, der noch immer vor mir ging, verstand, worauf es ankam. Er machte sich klein, damit ich über ihn hinwegschauen konnte.

Im ersten Augenblick gab es nicht viel zu sehen. Das blasse Flackerlicht blendete uns, und sicherlich nicht nur ich zwinkerte dabei mit den Augen.

Auch wenn es kein heller Schein war, reichte es trotzdem aus, um alles zu überblicken.

Es war ein relativ leerer Raum. Eine Feuerstelle gab es natürlich, aber sie bestand nicht aus brennenden Holzscheiten. In einer Schale tanzte eine blasse Flamme über einer dunklen Flüssigkeit, die so ähnlich brannte wie Schnaps. Der Schein erfaßte zwei Menschen. Einen Mann und eine Frau. Der Mann sah wild aus, er erinnerte mich mit seiner dunklen Mähne an den dämonischen Rasputin. Sein Alter war schwer zu schätzen, denn beinahe sein gesamtes Gesicht wurde von einem dunklen Bart überwuchert, dicht und struppig wie Fell. Er hockte auf einem Holzschemel, trug schwarzgraue Kleidung, die aus irgendeinem schimmernden Satinstoff bestand, und stierte auf die vor ihm sitzende junge Frau, deren Haare wie lockiges Drahtgeflecht wirkten, das man mit einer leicht goldenen Farbe überpinselt hatte. Sie hielt eine Schale in der Hand, in der tatsächlich eine rote Flüssigkeit schimmerte.

Das Blut ihrer Katze!

Die Kleidung stand im krassen Gegensatz zu der des Mannes, denn ihr Körper wurde von einem weißen Gewand umschlungen, dessen Stoff aussah wie eine dünne Gardine. So wie diese Leila hatten in den Vampirfilmen immer die Bräute der Blutsauger ausgesehen.

Leila war keine Weiße, sondern ein farbiges Mädchen. Der

Gesichtsform nach konnte sie aus dem karibischen Raum stammen. Sie hatte große, dunkle Augen, die voller Furcht auf die Schale mit dem Katzenblut blickten.

Der Kerl zitterte vor Wut. »Trink endlich!« keuchte er. »Los, sonst wirst du die Kraft des Blutes nie in deinem eigenen Körper erleben!«

Leila zögerte noch.

Dann aber hob sie die Schale an. Obwohl das Gefäß von beiden Händen unten und an den Seiten gehalten wurde, lief etwas Blut über den Rand, denn die Hände der Frau zitterten stark.

»Mach schon, verdammt!«

Ich stieß Suko an.

Er wußte Bescheid und huschte als erster in den Raum. Ich folgte ihm und hörte Sukos Stimme.

»Ich glaube nicht, daß Leila trinken wird, du komischer Rasputin…«

***

Es war ein Fest für die Augen, was die beiden Frauen erlebten. Aber auch ein Fest des Grauens, denn sie begriffen nicht, was mit dem Toten vorging. Das heißt, sie sahen es, aber sie konnten es nicht verstehen, denn so etwas wäre nicht mal in ihren schlimmsten Alpträumen vorgekommen.

Die Leiche war dabei, sich zu verändern, und beide wußten jetzt auch, woher das klirrende Geräusch stammte.

Es lag an der dünnen Haut des Toten, die sich tatsächlich wie Papier zusammenzog und dabei die ersten Risse zeigte, weil sie jegliche Geschmeidigkeit verloren hatte.

Sie war trocken geworden, es gab in ihr keine Feuchtigkeit mehr. Sie platzte auseinander, und aus dem Maul des Toten drang auch jetzt noch dieser stinkende Rauch, der sich über dem Gesicht verteilte.

Der kostbare und breite Diwan war zu einem Ort des Grauens geworden, der Vernichtung, des Todes oder der Veränderung oder des Wechsels, aber darüber dachten die Frauen nicht nach.

Sie konnten nichts tun. Sie hatten sich nicht zurückgezogen und rahmten dieses schaurige Bild wie Statuen von zwei Seiten ein, die Messergriffe noch immer umklammert.

Die Leiche veränderte sich weiter. Plötzlich riß die Haut in ihrem Gesicht mit einem leicht singenden Geräusch, und kleine Fetzen lösten sich von den Knochen, die bleich und deutlich sichtbar zu sehen waren.

Allerdings nicht so blaß wie bei einem normalen Skelett, das Gebein hatte sogar einen leichten Graustich bekommen, als wäre es mit der Asche aus einem Krematorium eingeschmiert oder bepudert worden.

Janina schaffte es, ihrer Statue zu entweichen und sich als erste zu rühren. Sie rutschte dabei zurück, bis sie die Kante des Diwans

erreicht hatte. Beinahe wäre sie gestolpert und hätte sich mit dem Messer noch selbst verletzt, aber sie fing sich wieder und winkte mit der freien Hand ihrer Freundin.

»Komm doch! - Wilma, komm!«

»Ja, ja…« Wilma konnte sich noch nicht bewegen. Die Veränderung dieses Toten faszinierte sie auf eine gewisse Art und Weise, obwohl sie auch abgestoßen war. Sie hatte keine Lust am Grauen, mußte aber einsehen, daß sie daran nicht vorbeikam.

Die Haut verschwand wie eine alte Pelle, die sowieso überflüssig gewesen war. Dafür zeigten sich die Knochen. Gelblich weiß, aber immer wieder mit den aschigen Streifen bestrichen, die sich auch in die Gelenke hineinzogen, mit denen die einzelnen Knochen verbunden waren.

Noch mehr Haut fiel ab. Blieb dünn neben dem Toten liegen und verschmierte die Kissen.

Das Skelett selbst hatte sich bisher nicht gerührt. Es lag nach wie vor starr auf dem Rücken, doch plötzlich zuckte der rechte Arm.

Genau diese Bewegung ließ bei Wilma den Faden reißen. Sie schrie auf, und sie dachte nur mehr an Flucht. Die blonde Frau rollte sich über den Diwan hinweg, sie kam wegen der eng um den Körper geschlungenen Kleidung nicht so schnell hoch, keuchte und zitterte, während sie lief und ihre Freundin zu erreichen versuchte.

Angst trieb sie voran. Janina war schon weitergegangen. Sie wollte für sich und ihre Freundin die Tür öffnen, nur kam es nicht mehr dazu. Es gab den Wachtposten, der Meret hieß, und der mußte die Geräusche gehört haben und zur Tür zurückgekehrt sein.

Genau in dieser Sekunde hatte sich Janina umgedreht, um sie ebenfalls zu öffnen.

Da erschien Meret.

Er war ein Bulle von Mann. Klein, aber kompakt, und sein dunkles Haar hatte er unter einer Mütze verborgen. Auf der Oberlippe wuchs der Bart wie eine dünne Sichel. Kleine Augen weiteten sich jetzt, als er nicht nur die beiden gefangenen Frauen in diesem Salon sah, sondern auch die Gestalt auf dem Bett.

Dieser Anblick raubte ihm die Sprache. Zunächst mal, dann schnappte er nach Luft, fuhr herum, und bevor Janina reagieren konnte, kriegte sie seine Pranke zu spüren, die sich um ihren Hals geklammert hatte. Er zerrte sie zu sich heran, schüttelte sie durch und schrie: »Was hast du getan, verdammt? Was habt ihr getan?«

Janina konnte nicht sprechen. Sie spürte die Pranke im Nacken. Ihr Kopf wurde nach unten gedrückt und durchgeschüttelt. Sie hatte die Übersicht verloren, aber Meret wollte eine Antwort. Er starrte auf die zweite Frau, die auf ihn zukam. Es war der einzige Weg, der eben zur Tür hinführte.

Wilma hatte sich zwar nicht in der Gewalt, aber sie war an einem Punkt angelangt, wo sie agierte, ohne daß ihre Handlungen bewußt gesteuert wurden. Alles, was sie tat, unternahm sie rein vom Überlebenswillen gesteuert, und so ging sie auch auf den bulligen Wächter zu, der Janina noch immer festhielt und durchschüttelte.

Wilma blieb stehen. »Laß sie los!«

Meret gehorchte nicht. Er hielt Janina noch immer fest, aber er schüttelte sie nicht mehr durch. »Was habt ihr getan?« grollte er. »Was habt ihr da getan?«

»Laß sie los!«

Er kümmerte sich nicht darum. Es interessierte ihn auch nicht, daß Wilma näher an ihn herankam. Er schaute zum Bett hin, wo dieses graue, widerliche Skelett einfach in die Höhe stieg und über dem Diwan schwebte.

Wilma sah es nicht, weil sie der Liegestatt den Rücken zudrehte. »Du sollst sie loslassen!« Die Worte waren nur mehr ein Knurren.

»Was habt ihr getan?« heulte der Wächter erneut. »Ihr habt einen Dschinn, einen Teufel, aus der Hölle geholt. Ihr habt ihn befreit. Ihr hättet es nicht machen dürfen!«

Wilma schüttelte den Kopf. In dem weißen Laken und mit den hellblonden Haaren sowie der bleichen Haut sah sie aus wie ein Gespenst, und sie ging noch einen Schritt auf den Wächter zu.

Der senkte erst jetzt den Kopf, als fiele ihm ein, daß dort noch eine zweite Person stand.

Er sah auch das Messer.

Und er sah, wie es sich bewegte. Hart vorgestoßen, direkt auf ihn zu, aber so schnell war er nicht.

Die Klinge bohrte sich durch den Stoff seiner Hose und traf in den rechten Oberschenkel hinein, wo Wilma sie sofort wieder herauszog und zuschaute, was Meret wohl tat.

Er schwieg. Der Schock hatte ihn gelähmt. Wahrscheinlich hatte er noch nicht richtig mitbekommen, was mit ihm passiert war. Blut näßte in einem langen, dunklen Streifen das Hosenbein, aber der Griff um Janinas Hals lockerte sich, was auch sie bemerkte und sich mit einer Drehung befreite.

Sofort huschte sie zur Seite, aber Wilma wollte Meret aus dem Weg haben, deshalb versetzte sie ihm einen Stoß.

Da erst schrie der Mann auf. Er war einen Schritt zur Seite gegangen und hatte dabei sein verletztes Bein belastet, das diesen Druck nicht aushielt.

Der Mann brach auf der Stelle zusammen. Er fing an zu wimmern, hielt sein Bein fest, und Wilma konnte über ihn hinwegsteigen. Sie ging auf Janina zu, die mit einer Hand ihren malträtierten Hals rieb, faßte sie an der Schulter an und schob sie auf die offen stehende Tür

zu.

»Wir gehen, wir gehen, wir gehen…« Wie ein Automat wiederholte sie die Worte, und Janina folgte ihr.

Aber Wilma hatte noch nicht genug. Als wäre es eine andere und nicht sie selbst, drehte sie sich vor der Türschwelle noch einmal um und schaute zurück.

Sie sah das Skelett über dem Bett schweben. Im ersten Augenblick sehr klar, dann legte sich ein Schleier vor die Augen, als könnte sie es nicht fassen, und sie fing auch an zu zittern.

Lebte es?

Ja, es lebte, denn es drehte sich um, und auch der Schädel machte die Bewegung mit, als wollte er die beiden Frauen aus seinen düsteren und unheimlichen Augen anstarren.

Das war zuviel für Wilma.

Plötzlich mußte sie schreien. Da brach der Bann, und diese schrillen Geräusche mischten sich in das Wimmern des Verletzten. Beide Frauen stolperten über die Schwelle in den Gang hinein. Sie wollten weg, nur weg, denn sie hatten sich von einem Monster befreien wollen, aber einen Teufel geweckt…

***

Der Schmerz wurde für Meret unerträglich. Er hatte sich bisher immer für einen harten Mann gehalten, den so leicht nichts umwerfen konnte. Das war vorbei. Das Messer war tief in seinen Oberschenkel hineingesaust.

Er lag auf dem Rücken, das gesunde Bein angewinkelt, das verletzte ausgestreckt. Er preßte beide Hände auf die Wunde. Die Schmerzen wühlen sich bis zu seinem Fuß durch und fanden auch den Weg wieder zurück. Die Wunde pochte, sie biß, sie kratzte, aber das war nicht das Schlimmste.

Etwas anderes war hinzugekommen!

Man hatte Abdul Akam getötet, und man hatte damit einen anderen wiedererweckt.

Meret wollte es nicht wahrhaben, aber diese beiden verdammten Weiber hatten einen wahnsinnigen Fehler begangen. Sie hätten es nie, niemals tun dürfen, denn sie ahnten nicht im entferntesten, welche Gefahr sie damit heraufbeschworen hatten.

Auch für ihn, denn Meret wußte, wie Abdul Akam reagieren würde. Er war in seinem Haß nicht mehr zu stoppen. Er war der Vernichter, und er saugte aus dieser Vernichtung seine Kraft, um auch weiterhin existieren zu können.

Der Mann wollte über den in Erfüllung gegangenen Alptraum nicht weiter nachdenken. Das war einfach zu schlimm, er mußte nur zusehen, daß er so rasch wie möglich wegkam, denn noch sammelte

sich Akam.
Wäre er unverletzt gewesen, hätte es keine Probleme gegeben, aber so konnte er nicht einfach aufstehen und normal zur Tür laufen. Er mußte hinkriechen, und das wiederum nahm verdammt viel Zeit in Anspruch.
Er wälzte sich auf den Bauch. Seine Schreie verdeutlichten die Schmerzen, die durch sein Bein tobten. Er wußte selbst nicht, was dieses verdammte Messer dort alles zerstört hatte, und weshalb er so leiden mußte. Er wollte nur aus dem Salon verschwinden, bevor dieser für ihn zu einer Todesfalle wurde.
Auch dann war es noch nicht sicher, ob er von Bord kam. Vielleicht gelang es ihm, die Reling zu erreichen und ins Wasser zu springen.
Irgendwie mußte er es schaffen, sich an Land zu ziehen, trotz des verletzten Beins.
Das Grauen vor dem Ende stand Meret bis zum Hals und lähmte dort seine Atmung. Dennoch ließ er sich nicht hängen. Wie ein Tier kroch er über den Boden, die Angst biß dabei in seinen Nacken wie eine Zange.
Weiter - weg!
Er keuchte, und Speichel rann aus seinem Mund. Tropfte zu Boden.
Bildete kleine, nasse Inseln. Er aber mußte weiter. Meret krallte sich fest.
Der Teppich war von guter Qualität, für sein Vorhaben allerdings zu kurzflorig.
Meret kam kaum voran, und er mußte das getroffene Bein wie ein starres Brett hinter sich herziehen. Die Angst ließ ihn zittern. Er verlor Kraft. Die Tür schien kaum in seine Nähe zu rücken. Wie jemand, der sich im Kreis bewegte, kam sich Meret vor.
Zudem dachte er noch immer an das Skelett. Abdul Akam, der Vernichter. So stand es geschrieben. Man redete nur flüsternd über ihn, und jetzt war er da.
Schneller, ich muß schneller werden! Der Mann hämmerte es sich ein, aber er wurde nicht schneller. Die Verletzung zeichnete ihm die Grenzen auf. Hinzu kam eine Steigerung der Schmerzen. Immer wieder wurde sein Bein in einen Topf mit glühendem Öl getaucht, und bei jedem Eintunken drückten es die Kräfte tiefer.
Es war schlimm. Das Grauen näherte sich ihm. Meret sah es nicht. Wer sich in einer Lage wie er befand, der konnte so etwas fühlen. Er wußte, daß es sich herantastete. Es kam immer näher, es schwebte auf ihn zu wie eine tödliche Waffe.
Es würde ihn packen und vernichten. Ja, der Vernichter!
Da war die Tür. Sie stand sogar offen. Mit einem langen Schritt hätte er sie erreichen können. Statt dessen aber lag er auf dem Bauch, und als er seine Arme vorstreckte, war dies nur mehr ein Akt der

Verzweiflung.

Er würde es nicht mehr schaffen, es war vorbei.

Trotzdem wollte er es sehen.

Unter unsäglichen Mühen gelang es ihm, sich auf die Seite zu drehen. Er lag jetzt auf der linken, das rechte Bein wieder nach vorn gestreckt, und er mußte mit ansehen, daß sich genau das verändert hatte, was er befürchtet hatte.

Abdul Akam stand jetzt auf seinem Diwan. Er bot einen schrecklichen Anblick. Ein bleiches Skelett, aber trotzdem grau wie Leichenasche. In den Augenhöhlen herrschte eine verzweifelte Leere, wie sie nur deprimieren konnte, aber trotzdem glaubte Meret, darin etwas wie Leben zu erkennen.

Akam setzte sich in Bewegung.

In einer Geisterbahn hätte man darüber gelacht, doch hier hütete sich Meret davor. Es lag auf der Hand, daß Akam nicht so geschmeidig ging wie ein durchtrainierter Mensch, aber man durfte sich davon nicht täuschen lassen. War er einmal in Schwung, konnte er durch nichts aufgehalten werden. Dann lief er weiter, dann war er der Vernichter, der wirklich alles auf seinem Weg zerstörte.

Mit dem dritten Schritt hatte er den breiten Diwan verlassen und stand.

Der vierte, der fünfte…

Meret wimmerte nur, denn er spürte bereits die Atmosphäre, die Nähe des anderen.

Da war diese widerliche und mörderische Hitze, die das Skelett ausstrahlte. So heiß wie die Hölle, erzählte man sich an den Lagerfeuern. Wer Akam gesehen und vielleicht auch gespürt hatte, den konnte selbst das Höllenfeuer nicht erschüttern.

Noch einmal holte Meret tief Luft. Aber auch dabei atmete er bereits die Hitze ein, die, als sie sich in seinem Körper befand, noch schlimmer wurde.

Sie steigerte sich zum Exzeß.

Ich brenne! Ich brenne!

Die Gedanken tobten durch seinen Kopf. Und doch waren es nicht nur Gedanken, sondern eine Tatsache, denn als das Skelett ihn berührte, da war es vorbei.

Er starb.

Ein letzter Hitzeschock, das war der Eindruck, den er mit ins Nichts nahm. Von Meret blieb nur mehr Asche zurück. Hell und grau, wie im Krematorium.

***

Janina und Wilma waren geflüchtet, als säße ihnen der Teufel im Nacken, was im übertragenen Sinne auch stimmte, denn sie wurden

von einem Geschöpf der Hölle verfolgt.

Es war ihr Fehler, aber auch ein Ergebnis der Umstände, daß sie sich auf dem Schiff nicht auskannten, und es kam, wie es kommen mußte.

Die beiden verliefen sich, standen plötzlich vor einer geschlossenen Tür oder einem Schott und wußten nicht mehr, wie es weitergehen sollte.

»Wir sitzen fest!« keuchte Janina. Ihre Freundin schaute sich um. Sie wollte es einfach nicht so recht wahrhaben und nicht akzeptieren, daß alles, was sie bisher geleistet hatten, vergeblich gewesen sein sollte. Aber hier ging es nicht weiter. Überall sah sie nur die grauen Wände und die schimmernden Nieten darauf, die wie festgeklebte Chitinkörper irgendwelcher Insekten aussahen. Von der übrigen Besatzung war auch niemand in der Nähe. Jeder schien Ausgang zu haben, sogar die Offiziere, und eine Brandwache gab es auf diesem unheimlichen Schiff auch nicht.

Wilma verlor die Nerven. Sie trampelte und schrie, während sie den Kopf schüttelte: »Wir sitzen fest. Man hat uns in der Falle! Wir kommen hier nicht mehr weg.«

Janina schwieg. Aber der Anfall ihrer Freundin machte sie auch nervös, und sie schlug Wilma gegen die tränenfeuchte Wange.

Wilma war still, atmete aber heftig. Dann nickte sie. »Okay, entschuldige, ich habe mich schlecht verhalten. Ich habe die Nerven verloren, einfach verloren. Ich - ich kann auch nichts mehr dagegen tun…«

»Dann laß es mich versuchen.«

»Gut, einverstanden.«

»Wir gehen jetzt wieder zurück!« erklärte Janina zögernd. »Wir gehen dorthin, wo wir hergekommen sind.«

Wilma erschrak. Wieder flackerte Panik in ihren Augen. »Nein, dann laufen wir ihm in die Arme und…«

»Willst du denn hier verrecken?« schrie Janina.

»Nie, aber…«

»Dann komm.«

Sie hatten beide noch ihre Messer. Für einen Moment sah es so aus, als wollte Wilmas Hand in die Höhe zucken, um sich selbst die Klinge in den Hals zu stoßen, aber sie ließ es bleiben, und die Hand mit der Waffe sank wieder nach unten.

Janina nahm das Heft in die Hand. »Ich bleibe jetzt vorn!« erklärte sie und wartete die Zustimmung nicht ab. Sie ging einfach los. Wilma würde ihr schon folgen.

Beide waren darauf gefaßt, in eine Falle zu laufen, aber es passierte nichts. Auf dem Schiff blieb es ruhig, abgesehen von den Geräuschen, die immer wieder zu hören waren. Mal ein Knarren oder Stöhnen, wenn das Metall gegen Holz scheuerte. Sie spürte auch das leichte

Vibrieren und Schwanken, denn das Wasser war nicht ruhig. Immer wieder liefen Wellen durch den Hafen, und die Schiffe schaukelten darauf.

Die Stille konnte ganz plötzlich vorbei sein - durch eine Explosion der Gewalt. Da schlug dann brutal die andere Seite zu, die für die beiden Frauen ein neues Gesicht bekommen hatte. Es gab diesen Abdul Akam nicht mehr so, wie sie ihn kennengelernt hatten. Er sah jetzt anders aus.

Er war zu einem Monstrum geworden, durch seinen eigenen Tod auf eine furchtbare Art und Weise wiedererweckt worden, und darüber kamen sie nicht hinweg.

Wer war er wirklich?

Dieser Gedanke überlagerte selbst ihre eigene Furcht. Keiner von ihnen konnte es genau sagen. Er war alles. Er war ein Mensch gewesen, jetzt existierte er als Monster, das sich noch immer bewegte wie ein Mensch und das als Skelett!

Janina war froh darüber, ihre Nerven »wiedergefunden« zu haben. Den Rückweg fand sie glatt und sicher. Je mehr sie sich aber dem Salon näherten, um so stärker pumpte ihr Herz. Sie wurde nervös, und der Schweiß legte sich auf ihre Stirn.

Erste Anzeichen einer starken Furcht, die sie nur mit großer Kraft überwinden konnte. Der Blick zurück bewies ihr, daß es Wilma ebenso erging. Ihr Gesicht zeigte eine eingefrorene Mimik. Da lagen die Lippen fest zusammen, die Augen waren sehr groß, die Haut sah aus wie alter Teig.

Janina gefiel nicht, daß Wilma so weit hinter ihr herging. Sie winkte ihr zweimal zu, und Wilma verstand. Nachdem sie zu Janina aufgeholt hatte, fragte sie: »Was ist denn?«

»Wir werden jetzt schneller gehen - okay?«

»Gut, gut…«

»Egal, was ist und auch noch kommt, wir müssen vorbei und in die andere Richtung.«

»Falls es dort offen ist.«

»Es muß offen sein!« zischte Janina. »Verstehst du? Es muß offen sein!« Sie ballte die linke Hand zur Faust, als wollte sie noch ein zusätzliches Zeichen setzen.

»Ist schon gut.«

»Dann weiter.«

Die Turnschuhe ermöglichten ein leisen Gehen. Beide Frauen hatten sich leicht geduckt. Die Umgebung außerhalb des Salons ließ nicht darauf schließen, welcher Prunk sich in den Räumen befand. Hier kamen sie sich vor wie auf einem normalen Schiff, und da war auch nichts verändert worden, alles blieb gleich.

Sie gingen jetzt schneller. Über ihnen brannte die Notbeleuchtung.

Die Lampen kamen ihnen vor wie trübe Augen, die jede ihre Bewegungen verfolgten.

Irgendwo stöhnte jemand. Ein Geräusch, das sie hörten, aber völlig ignorierten, auch wenn es aus der Richtung aufgeklungen war, in der der Salon lag.

Nur weiter!

Der Schrei stoppte sie. Plötzlich war alles anders. Sie hörten ihn und konnten nicht mehr weitergehen. Nie zuvor hatten Wilma und Janina einen derartigen Schrei vernommen. Es war der Schrei eines Mannes, der sich in allerhöchster Lebensgefahr befand.

Ein Todesschrei!

Die Frauen schauten sich an. In ihren Augen schimmerte zugleich das Erkennen, und Wilma löste das Schweigen. »Das war er!« hauchte sie.

»Das ist er gewesen.«

»Wer - Meret?«

»Klar.«

Wilma schluckte. »O Gott, wir - wir müssen weiter. Los, laß uns verschwinden! Erst Meret, dann wir.«

Der Schrei, der noch immer langgezogen durch das Schiff tönte, bannte sie auf der Stelle. Sie hörten ihn noch, zugleich aber löste er sich bereits in seine Echos auf, und er wurde auch leiser, so daß er schließlich in einem Wimmern erstarb.

Stille trat ein.

»Er lebt nicht mehr!« hauchte Janina.

Diesmal war Wilma die aktivere der beiden. Sie zog ihre Freundin mit, denn sie mußten den Gang durchgehen, um wenigstens die Stelle zu erreichen, wo sie den Fahrstuhl fanden, der sie zum Oberdeck brachte.

Da kannten sie sich aus, damit war das Schiff glücklicherweise bestückt, und sie drückten sich die Daumen, daß der Lift auch funktionierte.

Er war nur für Offiziere, wie auf einem Schild neben ihm stand. Das interessierte die beiden nicht. Wilma zerrte die Tür auf und verschwand in der Kabine. Janina ließ sich etwas mehr Zeit und schaute zurück.

»Komm doch, komm doch!« drängte Wilma.

»Augenblick noch.«

»Was hast du?«

»Ich will sehen, ob er kommt!«

»Bist du verrückt? Er ist tot!«

»Ich meine nicht Meret. Es muß der Knochenmann sein, das verdammt Skelett. Es kann sich bewegen. Er muß Meret auch umgebracht haben.« Sie sprach hastig, und Wilma kam mit der Reaktion dieser Frau nicht mehr zurecht. Sie umklammerte Janinas

Schulter und zerrte sie in die Kabine. Die Lichtschranke war nicht mehr durchbrochen, die Tür konnte sich schließen.

Wilma hatte bereits einen der Knöpfe gedrückt.

Nach oben, frische Luft atmen! Beide waren froh, als sich der Fahrstuhl sofort in Bewegung setzte.

Er fuhr ziemlich langsam, rumpelte dabei, schüttelte sich, kam aber oben an, und die Spannung löste sich bei beiden allmählich.

Sie standen sich gegenüber und schauten sich an. Beide atmeten durch den Mund, beobachteten sich, und es mußte ihnen einfach fremd vorkommen, wie sie gekleidet waren. Noch immer trugen sie die Bettlaken, die sie verknotet hatten.

Wilma strich ihre Haare zur Seite, die auf ihren Schultern klebten. »Wir schaffen es, Janina, wir schaffen es. Wir müssen nur fest daran glauben.«

»Ja - vielleicht.«

Wilma hustete. Dann leuchteten ihre Augen auf, als der Lift anhielt. Das Oberdeck war erreicht.

Keine Wachtposten, niemand, der sie aufhalten würde. Die Mannschaft war auf Landgang. Die beiden Frauen konnten wieder an die frische Luft, und die Angst kehrte wieder zurück, denn zumindest Wilma dachte daran, was geschehen würde, wenn sie auf dem Oberdeck bereits von der Horror-Gestalt erwartet wurden. Sie traute diesem schrecklichen Skelett einfach alles zu.

Wilma stieß die Tür auf. Janina drängte sich hinter ihr aus der Kabine, und sie war ebenso erleichtert wie ihre Freundin, denn sie wurden nicht erwartet.

Das Oberdeck war frei. Sie konnten wieder durchatmen. Die Luft kam ihnen trotz der Kühle herrlich vor.

Wohin?

Sie gingen erst einmal. Tappten über das Deck und waren erstaunt über die Größe des Schiffes, denn unten hatten sie in kleinen Räumen gehaust. Jetzt kam ihnen alles übergroß vor, auch die hohen Aufbauten, die ganz oben in der Dunkelheit verschwanden.

Das Schiff lag am Kai. Und sie wußten auch, daß sie festen Boden nur über das Fallreep erreichen konnten, wobei sie hofften, daß es nicht eingeholt worden war.

Quer liefen die Frauen über das Schiff. Sie duckten sich dabei, aber eine Deckung suchten sie zwischendurch nicht. Sie wollte nur an die Backbordseite heran, denn mit ihr lag das Schiff am Kai.

Die Reling war hoch. Beide Frauen stemmten sich ab, um über sie hinwegschauen zu können, und sie sahen tatsächlich an der linken Seite das Fallreep.

»Es ist da!« jubelte Wilma. »Wir sind gerettet!«

Es gab kein Halten mehr für die beiden. So rasch wie möglich eilten

sie dorthin und hatten beide den Eindruck, als wären sie dabei, durch eine fremde Kulisse zu gehen.

Die Aufbauten, ja, die gesamte Umgebung verschwand vor ihren Blicken. Sie sahen und sahen trotzdem nicht. Für sie wares äußerst wichtig, über die Absperrung zu klettern und das Fallreep so schnell wie möglich hinunterzusteigen.

Wilma kletterte als erste. Sie wartete noch, bis es Janina geschafft hatte, die sich an Wilmas ausgestreckter Hand abstützte. Ihre Messer besaßen sie noch immer, und sie ließen die Waffen auch nicht los, als sie über den Kai liefen.

Es war zu schaffen.

Fester Boden.

Die wahrscheinliche Rettung. Irgendwo würden sie eine Kneipe finden, von der aus sie telefonieren konnten. Über die Vorgänge auf dem Schiff mußte die Polizei informiert werden.

Der letzte Sprung auf den normalen Boden wurde von beiden mit Jubelschreien begleitet.

Starre und Spannung lösten sich aus ihren Gesichtern. Ohne daß sie sich zuvor abgesprochen hatten, fielen sich die beiden in die Arme.

Diesen Moment brauchten sie einfach, er war ein Aufputschmittel für ihre Seele. Der erste Erfolg nach der verfluchten Zeit ihrer Gefangenschaft.

Sie hatten es so gut wie geschafft.

Als sie sich voneinander lösten und sich dabei anschauten, da sahen sie die Tränen der Erleichterung, die ihnen aus den Augen rannen und die Wangen genäßt hatten. Es war geschafft, es war vollbracht, es war einfach wunderbar.

Im Hintergrund des Kais malte sich die Kulisse des Hafens nur schwach ab. Die nur wenigen Lichter schafften es nicht, das Panorama zu erhellen. Düsternis herrschte vor, aber das war den beiden Frauen egal.

Jenseits der Hafenzone, aber noch unmittelbar in ihrer Nähe, gab es die ersten Lokale, die auch in der späten Nacht noch offen hatten. Daß sie eines von ihnen mit einer ungewöhnlichen Kleidung betreten würden, war ihnen egal. Es ging nach wie vor um ihr Leben.

Wilma konnte nicht anders. Sie mußte sich noch einmal umdrehen und hoch zum Schiff schauen. Sie wollte die Hand zur Faust ballen und dem verfluchten Schiff den Arm entgegenstrecken, doch das gelang ihr nicht mehr. Plötzlich war nämlich alles anders. Janina, die neben Wilma stand, erstarrte ebenfalls.

Beide sahen sie dasselbe Bild.

Auf dem Deck, mehr zum Bug hin und auf dem Rand der Reling stehend, zeichnete sich eine Figur ab wie ein makabrer Scherenschnitt.

Es war Abdul Akam!

***

Mit unserem plötzlichen Erscheinen hatten Leila und der Mann nicht gerechnet. Sie waren so überrascht, daß sich keiner von ihnen rührte.

Beide sahen aus wie menschliche Statuen. Sogar das Atmen schienen sie vergessen zu haben.

Auch jetzt ließen wir die Waffen stecken, da wir die Lage nicht unnötig verschärfen wollten. Ich stand in der Nähe des Mannes, Suko behielt die Frau im Auge.

Gesagt werden mußte etwas, und so machte ich den Anfang. »Polizei!« sagte ich nur.

Leila reagierte. Ob wir persönlich für den Schock gesorgt hatten oder das Wort Polizei, wir erfuhren es nicht, aber wir bekamen die Reaktion optisch und akustisch mit.

Die Schale mit dem Blut rutschte ihr aus den Händen und zerbrach auf dem Boden. Das Blut spritzte hoch, bevor es sich auf dem Boden als dunkle Lache verteilte. Einige Tropfen hatten den Weg bis zu Suko gefunden und klebten an seinen Hosenbeinen. Stärker gesprenkelt war der Körper der Frau und ihr Gesicht.

Leila bewegte sich auch weiterhin nicht. Sie schaute uns nicht an. Ihr Blick galt einzig und allein dem ihr gegenüberhockenden Rasputin-Verschnitt, der sich zum erstenmal rührte und den Kopf schüttelte, bevor er sprach. »Was wollt ihr denn?«

»Wir mögen es nun mal nicht, wenn sich jemand als Vampir aufspielt und Blut trinkt.«

Er blickte zu mir hoch. Seine Augen glitzerten, als lägen die Pupillen in Eiswasser. »Ihr seid wahnsinnig! Ja, wahnsinnig! Was erlaubt ihr euch denn? Was nehmt ihr euch heraus? Verdammt noch mal, das ist doch nicht zu glauben! Da kommen zwei Bullen und…«

»Reißen Sie sich zusammen«, sagte ich. »Außerdem hätte ich gern Ihren Namen erfahren.«

»Ich bin Waldo!«

»Aha und weiter?«

»Nur Waldo!«

»Und Sie wollen zu einem Vampir werden?«

»Das begreift ihr nicht.«

»Vielleicht doch, wenn Sie reden. Jedenfalls steht fest, daß wir Sie mitnehmen werden, daß Leila nicht die einzige ist, die zu Ihnen gehört. Sie haben eine Vereinigung gegründet, die den Interessen der normalen Menschen und auch denen des Staates entgegensteht. Bluttrinkende Menschen sind kaum zu akzeptieren.«

Obwohl er saß, wirkte er so, als wollte er sich aufbauschen. »Was wißt ihr denn schon? Ihr seid Ignoranten. Ihr könnt die Macht des Blutes nicht einschätzen.«

»O doch, das können wir, Meister. Wir werden uns sicherlich noch

gut unterhalten. Jedenfalls ist die Sache hier für Sie erledigt, Waldo. Wir haben Grund zu der Annahme, daß Sie Menschen gegen ihren eigenen Willen in Ihren Zirkel integrieren wollen, und so etwas wie ein Nachfolger Vlad Draculas werden wollen.«

»Stimmt, Polizist, auch er trank Blut.«

»Er badete sogar darin.«

»Sehr gut, Polizist, sehr gut.« Waldo sprach mich zwar an, schaute dabei aber woanders hin. Sein Gesicht war auf eines der Fenster gerichtet, doch er sah bestimmt nichts, denn er schien in seine eigene Welt versunken zu sein. »Die Macht des Blutes ist wie ein Rausch!« erklärte er. »Ich habe es genossen. Ich habe danach diesen Rausch erlebt. Es ist wunderbar, er gibt mir Kraft, und er schafft es, aus mir einen ganz anderen Menschen zu machen. Ich glaube an Wunder, und ich werde den Weg finden, um selbst zu einem Wunder zu werden. Es gibt die Vampire! Sie sind so etwas Außergewöhnliches und Herrliches. Sie sind…«

»Stehen Sie auf!« befahl ich. »Und Sie ebenfalls!« sagte Suko zu Leila gewandt.

Beide taten so, als hätten sie nicht gehört und blieben auf ihren Plätzen hocken. »Es gehört uns hier!« erklärte Waldo. »Es ist unser Raum. Wir werden ihn nur dann verlassen, wenn es uns paßt.«

»Diesmal nicht«, sagte ich und streckte meinen Arm aus, um den Mann in die Höhe zu zerren. Ich hatte keine Lust, mich mit ihm noch länger abzugeben. Diskussionen wie diese waren so unfruchtbar wie ein Wüstenboden. Er schielte zur Seite, er sah meine Hand, und plötzlich bewegte er seinen Kopf ruckartig auf meine Finger zu. Dabei schnappte sein Mund auf, und hätte ich nicht schnell genug die Hand wieder zur Seite gezogen, hätte er mich gebissen. Nicht wie ein Vampir, mehr wie ein Hund, der einfach zuschnappt.

Ich war es leid. Der nächste Griff erreichte seine Haare. Diesmal wühlten sich meine Hände in die fettige Wolle. Ich zog den Kopf des Mannes zurück und flüsterte: »Kommen Sie freiwillig hoch, oder soll ich Sie in die Höhe zerren?«

»Irgendwann wird auch dein Blut geflossen sein, Bulle!« drohte er mir.

»Aber nicht durch Sie. Hoch mit Ihnen!« Ich zog ein wenig stärker, und das reichte aus.

Waldo schraubte sich hoch. Er war wirklich leicht von der Rolle. Ich glaubte nicht mal, daß er uns hier Theater vorspielte, der glaubte tatsächlich an das, was er sagte. Innerlich amüsierte ich mich, denn mit einem echten Vampir war er nicht zu vergleichen. Im Gegensatz zu ihm war er auch völlig harmlos.

Auch Leila wollte nicht mehr sitzen bleiben. Sie kroch zur Seite und umging damit die Blutlache. Das leicht golden gefärbte Haar hatte

auch ein paar rote Flecken abbekommen. »Rühr mich nicht an, Fremder!« rief sie Suko zu, als sie stand. Sie streckte ihm die gespreizten Hände entgegen. »Rühr mich nicht an. Ich bin für dich tabu!«

»Das stimmt«, sagte Suko.

Waldo sprach wieder. »Ihr werdet es bereuen!« Er stand zwischen Fenster und Tür. Seine Gestalt zeigte keine imposante Größe. Die Schultern waren einfach zu schmal, er war insgesamt zu knochig, und ich fragte mich, was die Menschen an einem Typen wie Waldo nur fanden, einem Mann ohne Charisma. »Ihr werdet es wirklich bereuen, denn diese Nacht hier ist anders. Ich spüre es. Ich bin sensibilisiert worden. Ich habe das Blut getrunken, und es hat mich vorangebracht. Ich spüre, daß jemand unterwegs ist. Da ist ein Mensch zurückgekehrt, der eigentlich…« Er kicherte plötzlich.

»Von wem reden Sie eigentlich?« fragte ich.

»Es geht um mächtige Kräfte, sehr mächtige sogar, das kann ich euch sagen.«

»Die mächtigen Kräfte können Sie für sich behalten. Wir werden diese Stätte erst einmal verlassen.«

»Nein, es ist nicht gut. Draußen lauert das Böse.« Er faßte gegen seine Stirn. »Ich habe einen Draht dafür. Ich spüre es genau.«

»Hast du noch einen Bruder?« fragte ich.

»Nein, nicht Bruder.«

»Sondern?«

»Schaut aus dem Fenster!« Ich runzelte die Stirn und sah mir den Knaben genauer an. Irgendwo kam er mir in seinem Aufzug lächerlich vor, obwohl das Trinken von Blut bestimmte keine lächerliche Angelegenheit war. Aber nicht nur diese Lächerlichkeit stieß mir auf, da gab es noch etwas anderes, das mich irritierte. So komisch es auch klang, aber ich glaubte ihm. Ja, ich glaubte ihm, daß er nicht nur log, und deshalb wollte ich es genau wissen und wandte mich an Suko.

»Du hast alles gehört. Schau mal aus dem Fenster, ob es stimmt, was uns dieser Freund hier erzählt hat.«

»Sicher.« Suko ließ Leila stehen, was der nichts ausmachte. Sie rührte sich nicht vom Fleck, und ihr Blick schien nach innen gerichtet zu sein.

Dicht vor dem Fenster blieb Suko stehen und brachte sein Gesicht nahe an die Scheibe heran. Sie war zu schmutzig, um hindurchschauen zu können, deshalb zerrte Suko das Fenster auf; was gar nicht so einfach war, denn es klemmte.

Er beugte sich nach draußen. Wind fuhr durch die Öffnung und drückte die blasse Flamme zurück auf die Oberfläche der Flüssigkeit, ohne sie allerdings löschen zu können.

Ich wunderte mich darüber, daß Suko ziemlich lange am Fenster

stehenblieb und in eine bestimmte Richtung schaute. Hatte er dort tatsächlich etwas Ungewöhnliches gesehen?

Leila schwieg. Sie betrachtete ihre Fingernägel, die mit einem dunklen Lack bestrichen waren. Auch Waldo sagte nichts. Er schien zu lächeln.

Durch sein Gestrüpp im Gesicht war dies nur schwer feststellbar.

Endlich drehte sich Suko um. Es war trotz der blassen Flammen zu dunkel im Raum, um seinen Gesichtsausdruck gut erkennen zu können, aber irgend etwas hatte er entdeckt, das merkte ich schon.

»Was hast du denn?« fragte ich.

»Schau selbst nach!«

Wir wechselten. Suko behielt jetzt die beiden im Auge, und ich beugte mich durch die Öffnung.

»Du mußt dich auf das Schiff konzentrieren, das in der Nähe angelegt hat. Sieh nach links.«

Ich befolgte seine Anweisungen und konnte zunächst nichts feststellen.

An Deck war alles ruhig. Nur sehr wenige Lampen brannten, das fiel mir wohl auf. Selbst die Brücke war nicht beleuchtet, und der gesamte Anstrich des Frachters wirkte in der Dunkelheit blaß.

Was hatte er nur gemeint? Ich wollte ihn nicht fragen und ließ den Blick über die Reling wandern. Es war aus einem Gefühl heraus geschehen, denn auf dem Schiff selbst und direkt über dem Deck war die Dunkelheit zu tief. Aber die Reling sah ich. Dort bewegte sich etwas. Eine Gestalt.

Ein Mann? Eine Frau…?

»Kannst du es erkennen, John?«

»Nicht genau, aber…« Ich hob die Schultern.

»Sollte es ein normaler Mensch sein, dann muß er sich schon bewegen können wie ein Artist, denke ich.«

»Stimmt.« Dann sagte Suko etwas, mit dem ich im ersten Augenblick nicht zurechtkam. »Oder wie ein Skelett…«

Ich drehte mich nicht um. Ich dachte auch nicht viel nach und starrte nur auf das Schiff. Er hatte recht.

Was dort auf der Reling herumturnte und sich dem Heck zubewegte, war ein lebendes Skelett…

***

Feierabend, der Deal hatte geklappt. Es war alles perfekt gelaufen, und Joachim Bertus konnte mehr als zufrieden sein. Es war sein bisher größter Erfolg gewesen, den er hier in London errungen hatte, und das mußte er zunächst einmal verkraften. Normalerweise war er ein sehr zügiger Fahrer, wenn es die Straßenverhältnisse zuließen, hier aber, wo wirklich nicht viel los war, fuhr er trotzdem langsam, beinahe

schon im Schrittempo, weil er nachdenken wollte.

Was würde dieser Deal für ihn bedeuten? Würde er in der Hierarchie aufsteigen? Würde man ihm eine Gehaltserhöhung geben, würde er eine Belobigung kriegen, oder reichte es für eine Versetzung als Leiter einer Auslandsfiliale?

In seinem Kopf turnten die Gedanken. Sie spönnen sich zusammen und bildeten ein leider noch zu wirres Netz, denn ein Resultat erreichte er nicht. Da war es besser, wenn er die Dinge zunächst einmal alle auf sich zukommen ließ.

Bertus hatte sich in eine Stimmung hochgeschaukelt, die einen normalen Schlaf nicht zuließ. Auch wenn er jetzt nach Hause fuhr und sich in sein Bett legte, würde er kein Auge zubekommen. Er war innerlich viel zu aufgeregt, und so war es sicherlich besser für ihn, wenn er in eine Bar fuhr und nachdachte, wo er sich zugleich auch ablenken konnte.

Der Golf rollte durch die kahle Umgebung. Sie wirkte deshalb so kahl, weil sie auch menschenleer war, denn in dieser Nacht wurde nicht gearbeitet.

Verschieden hohe Gebäude zeichneten eine starre Kulisse. Lampen warfen hin und wieder ihren kalten Schein gegen den Boden, wo sich das Licht verteilte wie blasse Pfützen.

Der Belag war mal glatt, mal holprig, wenn er von Kopfsteinpflaster gebildet wurde. Manchmal erreichte das Licht auch die Scheiben eines Gebäudes, wo das Glas dann aufblinkte wie Augen.

Der Weg führte ihn näher an das Wasser heran. Auf dem Kai hatte er mehr Platz für seinen Wagen, und er würde auch eine der breiteren Ausfallstraßen erreichen, die vom Hafen her in Richtung Norden führten.

Rechts vor ihm lag das Wasser wie eine sich kräuselnde Decke. Nur die Wellen bewegten sich auf der Oberfläche, sie tanzten und schäumten übereinander, wenn sie sich gegenseitig in die Quere kamen. Er sah auch die Lichter eines Bootes an sich vorbeigleiten. Wahrscheinlich ein Patrouillenboot der Wasserschutzpolizei.

Der Schatten eines am Kai liegenden Schiffes fiel hinunter bis auf den Boden. Das Schiff selbst war in Dunkelheit gehüllt, deshalb waren die Aufbauen auch kaum zu erkennen. Auf das Fernlicht hatte Joachim Bertus verzichtet, das normale reichte ihm. Plötzlich sah er eine Bewegung, die ihn störte. Vor ihm und nicht mal im Schein des Lichts.

Es war mehr ein Huschen, ein Schatten, vielleicht ein größeres Tier, aber das stimmte wiederum nicht, denn die Bewegung wiederholte sich, und er sah auch etwas Bleiches in der Dunkelheit leuchten.

Jetzt schaltete er um.

Plötzlich veränderte sich seine Umgebung. Zumindest vor ihm erinnerte sie ihn jetzt an eine Bühne. Er war der Chef der Beleuchter,

er konnte bestimmten, was dort herauszuholen war, und er sah die beiden Frauen, die über den Kai liefen.

Bei Joachim Bertus blieb der Mund offen. Er vergaß das Atmen. Er konnte nur staunen und wußte auch, weshalb vorhin die Bewegung so bleich gewesen war.

Es lag an der Kleidung der Frauen. Sie hatten sich die hellen Fetzen um die Körper geschlungen, wobei die Schultern und ein Teil der Beine frei blieben.

Das war keine normale Kleidung, es mußten Badetücher sein, die sie sich um den Körper gewickelt hatten. Aber weshalb taten sie das?

Sie hatten auch bemerkt, daß sie von einem harten Lichtkegel erfaßt worden waren. Obwohl sie noch weiterliefen, drehten sie sich um und schauten zurück.

Viel erkennen konnten sie nicht, Bertus sah sie besser. Er glaubte auch, die Furcht in ihren Gesichtern lesen zu können. Die beiden hatte Angst, sie liefen vor irgend etwas weg.

Nein, das wohl nicht, denn plötzlich stießen sie sich an, bewegten ihre Arme und Beine und liefen nach rechts und links weg. Sie trennten sich, blieben stehen und winkten.

Joachim Bertus rollte ihnen entgegen. Ihm war längst klar, daß die beiden etwas von ihm wollten. Da sie wahrscheinlich in Schwierigkeiten steckten, wollte er ihnen helfen.

Er ließ den Wagen ausrollen und hatte ihn kaum angehalten, als auf der linken Seite die Beifahrertür aufgerissen wurde und sich die blonde Frau keuchend auf den Sitz warf, die Tür zuknallte und nur stöhnte: »Mein Gott!«

Auf dem Rücksitz hatte die Schwarzhaarige ihren Platz gefunden. Ihr heißer Atem fiel über Joachims Nacken, der im ersten Augenblick nicht wußte, was er sagen sollte, zunächst einmal lächelte und die Frau neben sich anschaute.

Janina hatte sich vorgebeugt und die Hände auf die obere Sitzkante neben die Nackenstütze gelegt. »Danke!« keuchte sie. »Danke, daß Sie angehalten haben…«

»Ja, ja, das hätte wohl jeder.« Bertus hob die Schultern. Er rückte seine verrutschte Brille wieder hoch und kam sich hilflos vor. Er hatte ein wenig die Übersicht verloren. Nicht daß er etwas gegen zwei Mitfahrerinnen gehabt hätte, aber diese Situation war ihm schon suspekt und etwas jenseits des Normalen.

Er zuckte zusammen, als jemand seinen Unterarm hart umklammerte.

Es war die Blonde neben ihm, die zugegriffen hatte. »Wir müssen von hier verschwinden, Mister, wir müssen weg!«

»Ihr müßt weg?«

»Auch Sie!«

Bertus wollte noch nicht. »Moment. Ich sehe keine Gefahr, und trotzdem seid ihr vor etwas geflohen. So jedenfalls hat es auf mich gewirkt. Stimmt es?«

»Ja, wir mußten weg!« flüsterte Wilma.

»Von einem Schiff?«

»Auch das stimmt.«

»Da hat man euch festgehalten, wie?«

»Sie haben recht!« rief Wilma. »Sie haben völlig recht. Aber jetzt tun Sie uns dreien einen Gefallen. Geben Sie bitte Gas. Starten Sie, Mister!«

»Gern, aber könnt ihr mir nicht mehr erklären!«

»Später!« schrie Janina vom Rücksitz her, »später. Jetzt müssen wir erst einmal weg hier.«

»Okay, wie ihr wollt.« Bertus hob die Schultern. Er hatte seine Gelassenheit zurückgefunden, und er würde den beiden Frauen, die wirklich in einer Klemme steckten, helfen. Noch leuchtete das kalte Fernlicht und hatte einen hellen Teppich auf den Boden gelegt, der wirkte wie angestrichen. Er fuhr an.

Neben ihm sackte Wilma in sich zusammen. Der Oberkörper war nach vorn gedrückt. Sie hatte die Arme angewinkelt und preßte die Hände gegen ihr Gesicht.

»Söll ich zur Polizei fahren?« fragte Bertus?

»Das wäre wohl am besten«, meldete sich Janina vom Rücksitz her.

»Dort wird man uns sicherlich weiterhelfen können, auch wenn es verdammt schwer ist und man uns vielleicht nicht alles glaubt.«

»Was glaubt man euch nicht?«

»Lassen wir es.«

»Ist es schlimm?«

»Noch schlimmer.«

Joachim lachte. »So kommen wir nicht weiter, wenn ihr mir nicht vertraut.«

»Seien Sie froh. Sie werden auf der Wache alles zu hören bekommen.«

»Okay, ich bin gespannt.« Innerlich mußte er lächeln. Daß er noch in dieser Nacht zwei in Tücher gewickelte Frauen in seinen Wagen aufnehmen würde, damit hätte er nicht gerechnet. Das Schicksal hielt immer wieder Überraschungen parat, und eine wie diese hier war sicherlich nicht die schlimmste, obwohl die beiden sicherlich einiges hinter sich hatten und tatsächlich wie geflohene Gefangene wirkten.

Er warf einen Blick nach links. Dort saß die Blonde. Die Hände bedeckten nicht mehr das Gesicht. Sie lagen flach auf den Oberschenkeln, aber die Augen der Frau waren geschlossen. Das volle Haar umschmeichelte den Kopf wie eine blonde Mähne, wobei einige Strähnen auf der Haut klebten. Sie hatte ein nettes Gesicht mit einem

leicht vorspringenden Kinn, weichen Lippen und einer geraden Nase.

Was mochte man ihr und ihrer Freundin angetan haben.

Bertus war natürlich neugierig, hielt sich aber mit seinen Fragen zurück.

Die beiden sollten zur Ruhe kommen. Außerdem mußte er sich auf die Fahrerei konzentrieren.

Das große Schiff an der rechten Seite hatte er beinahe passiert. Der Lichtkegel lag flach auf dem Boden, so daß der Fahrer eine sehr gute Übersicht bekam. Jede Kurve, jedes Hindernis entdeckte er früh genug, aber er sah auch die Gestalt, die plötzlich von der rechten Seite her kommend, in den Lichtschein hineinlief. Noch eine Frau? Nein, bestimmt nicht. Bertus war so überrascht, daß er den Motor abwürgte. Er riß die Arme in die Höhe, als wollte er sich irgendwo festhalten, aber das hätte auch nichts gebracht oder die Gestalt zurückgetrieben, die vor ihm aufgetaucht war.

Ein Spuk. Etwas, das aus der Geisterbahn entlassen zu sein schien, denn im grellen Licht stand ein Skelett. Neben ihm schrie Wilma auf.

***

Ich hatte den Knochenmann noch einige Sekunden beobachtet, dann hatte er die Reling verlassen und war wieder zurück auf das Deck und in die Schatten gesprungen, wo es für mich nicht mehr sichtbar war. Die knappe Zeitspanne jedoch hatte ausgereicht, und ich wußte, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Abrupt drehte ich mich um.

»Du hast es gesehen?« fragte Suko.

»Ja, ein Skelett.«

»Richtig. Eines, das sich bewegen kann. Und es kam mir auch nicht ferngelenkt vor, als wollte sich jemand einen üblen Scherz erlauben.«

Waldo mischte sich ein. »Es ist das Böse«, sagte er. »Das herrliche Böse. Ich habe es längst gespürt.«

»Hast du es auch gesehen?« fuhr Suko ihn an.

»Nein.«

»Und du, Leila?«

Sie antwortete nicht.

Was immer da draußen auch vor sich gehen mußte, unser Platz in diesem Speicherhaus war nicht der beste. Wir mußten so schnell wie möglich raus, um mehr über das Skelett in Erfahrung bringen zu können.

»Lösch die Flamme!« wies ich Waldo an.

»Warum?«

»Weil wir hier weggehen.«

Er lachte nur. Dann hob er eine Metallplatte auf und legte sie auf das Gefäß. Die Flamme erstickte. »Zufrieden?«

»Ja, und jetzt raus!«

Wir ließen sie vorgehen. Leila mußte den Anfang machen. Sie hielt den Kopf gesenkt und schritt daher wie eine Büßerin, die etwas Schreckliches vor sich hatte.

Waldo lächelte nur. Hoch aufgerichtet ging er an uns vorbei. In seinem Bart sah ich einige Blutspritzer. Sicherlich hatte er seinen Trank schon zu sich genommen.

Das Treppenhaus war schmal, die Stufen ziemlich hoch.

Leila behielt die Führung bei. Sie bestimmte das Tempo. Ich ging dicht hinter Waldo, der sich anscheinend wohl fühlte, denn er summte eine Melodie vor sich hin.

Natürlich dachte ich über das Skelett nach und auch darüber, daß Suko und ich schon in früheren Jahren gegen lebende Skelette gekämpft hatten. In der letzten Zeit waren uns keine mehr über den Weg gelaufen.

Hatte sich das nun geändert?

Ich konnte nicht sagen, ob dieses Skelett unter einem magischen Einfluß stand oder ob sich jemand mit ihm einen Scherz erlaubt hatte, wobei er es fernlenkte, um Menschen zu erschrecken. So etwas gab es. Da brauchte man nur in die Vergnügungsparks zu gehen und dort mit den Geisterbahnen oder Fantasy-Zügen zu fahren und sich so in die Welt des Grauens transportieren zu lassen.

Waldo hatte es als böse erkannt, und er war froh darüber gewesen. Oder sollte er dahinterstecken?

Möglich war alles. Wichtig aber war hur, daß wir uns den Knöchernen aus der Nähe anschauten, um feststellen zu können, wer denn nun recht hatte.

Leilas Gedanken bewegten sich in anderen Bahnen, und sie sprach sie aus. »Ich bekomme doch noch mein Blut, nicht?«

»Ja, das kriegst du. Wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen. Du hast es dir verdient…«

Suko und ich gaben keine Antwort. Wir ließen solche Typen wie Waldo reden, alles andere hatte keinen Sinn. Er war unbelehrbar. Es lohnte sich nicht, mit ihm eine Diskussion anzufangen.

Damit niemand im Dunkeln die Stufen hinabsteigen mußte, hatten Suko und ich die Lampen eingeschaltet. Die schmalen Lichtlanzen reichten aus, um abgebrochene Kanten und Ecken sowie andere Fallen entdecken zu können.

Besser ging es uns, als wir das Speicherhaus verlassen hatten und die kühle Nachtluft einatmeten.

Waldo grinst uns an. Er hatte einen Arm um Leilas Schulter gelegt, die wiederum ihren Kopf gegen seinen Hals drückte. »Jetzt wollt ihr es finden, nicht wahr?« flüsterte er uns zu. »Ihr wollt es finden und es euch anschauen.«

»Weißt du, wo es ist?« fragte Suko.

»Frei!« gab Waldo ebenso leise zurück. »Es ist frei. Es war auf dem Schiff.« Er hob seinen Arm an. »Aber ob es sich dort noch aufhält, wer kann das sagen?«

»Wir werden es feststellen, und ihr werdet dabeisein. Los, geht vor!«

»Wohin denn?«

»In die Nähe des Schiffes. Dort haben wir das Skelett doch gesehen oder nicht?«

Waldo lächelte. Er ließ seine Freundin nicht los, und sie gingen wie ein Liebespaar.

Wir schlossen uns den beiden an. »Was gefällt dir nicht?« fragte Suko, als er sah, wie ich den Kopf schüttelte. »So einiges nicht.«

»Woran liegt es?«

»Keine Ahnung, Suko. Ich weiß es einfach nicht. Ich bin etwas durcheinander. Wir sind gekommen, um uns irgendwelche verrückten Typen anzuschauen, die wir auch gesehen haben. Aber was entdeckten wir außer diesen beiden Spinnern? Ein lebendes Skelett, wie es so aussieht. Hat uns das Schicksal einen Streich gespielt oder uns auf eine neue Spur geführt?«

»Ich plädiere für die letztere Möglichkeit.«

»Mal sehen.«

Wir gingen zwar weiter, aber wir hörten nichts. Das Skelett, sollte es denn das Schiff verlassen haben, verhielt sich ruhig. Überhaupt war so gut wie kein Laut zu hören. Die Nacht hatte die Decke der Stille über diese Hafengegend ausgebreitet. Da glatte Gegenteil zu der betriebsamen Hektik des Tages.

So gingen wir weiter. Der Weg war zwar nicht weit, aber leider versperrt.

Wir mußten erst einige Gebäude umrunden, um das Ziel auf dem breiten Kai zu erreichen.

Bevor wir noch freie Sicht bekamen, hörten wir ein ungewöhnliches Geräusch.

Es klang dumpf und zugleich wiederum hell und schallend. Zu identifizieren war es nicht sofort, aber es kam mir vor, als würde jemand auf etwas eindreschen.

Warum? Wurde gearbeitet?

Das konnte ich nicht glauben, und deshalb ging ich auch schneller.

Waldo und Leila wollten zurückbleiben, ich aber packte mir den Mann und zerrte ihn mit.

»He, was soll das?«

»Wir werden uns den Knochenmann mal aus der Nähe anschauen.«

Waldo lachte zischend. »Er wird dich killen, Bulle. Er wird dich radikal fertigmachen.«

»Weißt du mehr?«

Er schaute mich für einen Augenblick von der Seite her an. »Nein, ich weiß es nicht, aber ich spüre es, ich spüre es genau.«

Er erhielt keine Antwort. Auch Suko und Leila sprachen nicht miteinander, aber wir alle hörten die Echos…

***

Wilma schrie nicht mehr. Sie hatte sich wieder beruhigt und den ersten Schrei ziemlich kurz gehalten. Jetzt saß sie auf ihrem Platz und starrte durch die Scheibe, denn das Skelett hatte sich direkt vor dem Fahrzeug aufgebaut, den knochigen Oberkörper nach vorn gedrückt und die beiden Klauenhände auf die Motorhaube gelegt. Das Licht erfaßte das Monstrum nicht, es strahlte an ihm vorbei, und doch war es in der Dunkelheit gut zu erkennen, was auch an seinen zumeist hellen Knochen lag, bei denen die grauen Flecken kaum auffielen.

Auf dem Gerippe saß der Totenschädel. Ein widerlicher, haarloser und auch hautloser Kopf mit großen Augenhöhlen, einer breiten Stirnplatte, einer zerstörten Nase, einem offenen Maul, das an beiden Rändern gespalten und eingerissen war. Obwohl in den Höhlen keine Augen auszumachen waren, hatte Joachim Bertus den Eindruck, als würde ihn dieses schreckliche Skelett beobachten.

Er sagte nichts. Er konnte nichts sagen. Er wußte aber, auch ohne daß er sich bei den Frauen erkundigt hatte, daß dies kein Spaß war. Kein Trick, keine Verarschung wie auf der Geisterbahn, dieses Ding war echt.

Wahrscheinlich waren die Frauen auch vor diesem Monstrum geflohen und nicht vor irgendeinem Kerl, der sie hatte vergewaltigen wollen, wie er zuvor angenommen hatte.

Sie saßen im Auto, das Skelett stand draußen. Aber waren sie wirklich vor ihm geschützt? Würde das Blech halten? Bestimmt oder möglicherweise, aber das Glas der Fenster nicht. Mit der Knochenhand würde es zertrümmert werden, ohne daß dem Unhold dabei etwas geschah.

Auf dem Rücksitz hatte sich Janina zusammengedrückt. Sie wimmerte leise, und auch Wilma hatte ihre Sprache zurückgefunden. »Es ist unser Schicksal, es hat uns verfolgt, es hat uns gefunden. Der verfluchte Abdul Akam ist schlimmer als ein Teufel.«

»Wer?« flüsterte Bertus.

Wilma wiederholte den Namen.

»Den kenne ich nicht.«

»Er heißt aber so.«

»Du meinst das Skelett?«

»Ja.«

»Woher weißt du das?«

»Es war nicht immer ein Skelett«, flüsterte Wilma. »Es hat auch schon

anders ausgesehen.«

»Ja und?«

»Nichts, wir - wir - meine Güte, laß es doch. Es ist zu kompliziert, dir das zu erklären. Wir wissen nur, daß es uns töten will. Da du bei uns bist, wird es auch dich umbringen. Es tut uns leid, aber das haben wir nicht gewußt.«

»Noch leben wir«, sagte der Mann.

Wilma lachte nur.

»Kannst du nicht fahren?« meldete sich Janina vom Rücksitz. »Fahr einfach an, das ist besser. Ramm das Ding in den Boden. Ich will hören, wie die Knochen knacken.«

Joachim Bertus nickte. »Wird wohl am besten sein«, murmelte er. Er stand nicht hinter dem, was er sagte. Er kam sich überhaupt vor wie aus dem normalen Leben weggelöst. Was er sah, konnte einfach nicht wahr sein, denn so etwas paßte nicht in die normale Welt hinein, sondern mehr in einen Alptraum.

Wilma stieß ihn an. »Mach es!«

Er nickte.

Da bewegte sich auch das Skelett. Es sah aus, als hätte es nur darauf gewartet. Mit einer ruckartigen Bewegung hob es beide Knochenarme an, und zumindest die beiden vorn Sitzenden schauten zu, wie es die Hände zu Fäusten ballte. Es blieb nicht dabei, denn es fing damit an, die Knochenklauen nach unten zu schlagen, wobei es auf dem Blech der Motorhaube einen wilden Trommelwirbel hinterließ.

Sie hörten zu. Sie schauten zu. Sie sahen die hektischen und heftigen Bewegungen der bleichen Arme. Das Skelett schien sich in einem wahren Rausch zu befinden. Es ließ sich durch nichts ablenken, es wollte die Menschen, aber es wollte ihnen auch klarmachen, wer der Herr im Haus war.

Das Blech bog und beulte sich unter den Schlägen. Sie waren zudem so heftig geführt worden, daß der gesamte Wagen erzitterte und das leise Schreien des Mannes in ein stotternd klingendes Wimmern überging.

Keiner von ihnen hatte einen Vorschlag. Niemand wußte, was sie unternehmen sollten.

Nach draußen konnten sie nicht. Da lauerte der Knochenmann. Im Wagen bleiben war auf die Dauer auch nicht drin…

»Fahr doch!« brüllte Janina mit einer Stimme, die schon überkippte.

»Verdammt, starte den Wagen!«

Die Worte hatten sich in Joachims Ohren regelrecht hineingebohrt. Er konnte nur nicken, sprechen nicht mehr, und er brachte seine linke Zitterhand in die Nähe des Zündschlüssels. Er schwitzte wie unter einer heißen Sonne, seine Augen stierten nach vorn, dann spürte er das kühle Metall des Schlüssels in seiner Hand.

Er drehte ihn herum.
Der Motor ließ ihn nicht im Stich. Das Geräusch war die reinste Musik in seinen Ohren.
Jetzt brauchte er nur noch…
Nein, er kam nicht dazu.
Plötzlich warf sich das Skelett nach vorn. Es rutschte über die Motorhaube hinweg. Wilma und Joachim, die vorn saßen, bekamen es überdeutlich mit, beinahe wie in einem Zeitlupentempo, und sie nahmen auch den Moment wahr, in dem beide Knochenklauen die Windschutzscheibe einschlugen.
Für eine winzige Zeitspanne sah die aus wie ein undurchsichtiger Vorhang, dann fegten erste Splitter in den Wagen und wirbelten den vorn Sitzenden entgegen.
Doch nicht nur sie schlugen gegen ihre Körper, auch die Knochenfäuste und der erste, heiße, böse Luftzug…

***

Ich ärgerte mich darüber, daß wir durch das relativ langsame Gehen zuviel Zeit verloren hatten. Die mußten wir jetzt aufholen. Zum Glück wies uns das Echo der Schläge den Weg, und die beiden Bluttrinker waren für uns uninteressant geworden. Jetzt ging es darum, das verdammte Skelett zu stellen, denn diese dröhnenden Geräusche standen sicherlich mit ihm in einem Zusammenhang.
Wir beeilten uns. Mit langen Schritten hetzten wir über den Kai und hatten auch das helle Licht entdeckt, das nicht uns entgegenstrahlte, sondern in die andere Richtung wies.
Wir selbst schauten gegen das Heck eines dunklen Wagens, dessen Scheinwerfer eingeschaltet waren. Der Helligkeit nach zu urteilen, brannte sogar das Fernlicht.
Ich jagte neben Suko her. Wir kamen näher heran und sahen auch, daß der Wagen zitterte. Trommelte da jemand auf die Motorhaube, die wir wegen der hohen Karosserie nicht sehen konnten?
»Das packen wir!« keuchte Suko. Er wollte mir und sich damit Mut machen. Ich nickte nur, weil ich meine Kräfte schonen mußte. Verdammt noch mal, wie lang konnte ein derartiger Kai denn werden? Ich achtete auf nichts anderes als auf den Wagen.
Die Echos verstummten, doch kurz darauf schwankte der Wagen wieder.
Da hörten wir auch den Schrei einer Frau, und zugleich schwangen die beiden Vordertüren auf. Wie runde Pakete rollten zwei Menschen ins Freie und drehten sich auf dem Pflaster des Kais.
Wir sahen, daß es ein Mann und eine Frau waren. Die Frau trug ein helles Kleid oder einen Umhang, so genau war es nicht zu sehen, aber sie kroch vom Wagen weg, kam auf die Füße und schrie, während sie

mit zuckenden Armbewegungen auf den Golf deutete.

Warum nur? Wir erkannten es, weil wir nahe genug herangekommen waren. Auf dem Rücksitz saß noch eine zweite Frau…

***

Wilma, Janina und auch Joachim hatten zwar nicht mit ihrem Leben abgeschlossen, obwohl es wegen der Starre so gewirkt haben mochte, sie waren nur so entsetzt gewesen, aber jetzt war ein Zustand erreicht worden, der alles wieder in die Reihe brachte.

Zumindest für sie, denn plötzlich konnten sie sich wieder bewegen. Es mochte an diesem heißen Hauch gelegen haben, der ihnen entgegengeweht war, jedenfalls taten beide das Richtige.

Bertus warf sich nach rechts, Wilma nach links. Und in der Bewegung öffneten sie die Türen. Sie waren nicht mehr angeschnallt, selbst Joachim hatte den Gurt nicht umgelegt, und nichts hinderte sie daran, sich ins Freie zu wuchten.

Beide fielen hart zu Boden, aber sie kümmerten sich nicht darum. Wilma drehte sich weiter. Ihre nackten Beine schrammten über die rauhe Oberfläche hinweg, sie riß sich die Knie auf und scheuerte sich auch die Oberschenkel blutig, doch das nahm sie in Kauf, wenn es ihr nur gelang, das Leben zu retten.

Sie wunderte sich darüber, wie schnell sie es schaffte, wieder auf die Füße zu kommen. Dabei torkelte sie zwar zur Seite, aber sie fiel nicht mehr hin und hatte den Golf jetzt von der Seite her im Blickfeld.

O Gott-Janina!

Sie hatte das starre Entsetzen nicht so rasch überwinden können und saß noch immer auf dem Rücksitz wie jemand, der vergessen worden war. Das verdammte Skelett aber hatte sich tiefer in den Wagen hineingebohrt und würde Janina holen.

Wilma wußte nicht, ob sie den Namen der Freundin nur geflüstert oder auch geschrien hatte. Sie fühlte sich nach außen gedrängt, aber sie bekam noch mit, daß plötzlich zwei fremde Männer in ihrer Nähe erschienen und einer davon die rechte Fondtür des Golfs aufriß…

***

Das genau tat ich!

Ich hatte die Frau gesehen und wußte, daß sie nicht in der Lage war, sich aus eigener Kraft aus dem Fahrzeug zu befreien. Deshalb war ich sofort auf die Tür zugerannt und zerrte sie auf.

Ich schaute in den Wagen.

Und es kam mir vor, als hätte Suko seinen Stab eingesetzt und die Zeit für fünf Sekunden angehalten. Was ich in dieser Zeitspanne wahrnahm, war schon ungeheuer, denn ich sah nicht nur die junge angststarre Frau dort hocken, sondern rechts von mir das Skelett mit dem Totenschädel, das über die Motorhaube hinweggeglitten war, die

Frontscheibe zerstört hatte und so in den Golf hatte gelangen können.

Ich tauchte ebenfalls in den Fond, um nach der Frau zu greifen, die sich von allein nicht bewegte. Gleichzeitig spürte ich die verfluchte Hitze, die mich im Gesicht erwischte, obwohl ich keine Flammen sah.

Ich hatte keine Zeit, darauf zu achten, ob mein Kreuz auf die eine oder andere Art reagierte. Die schwarzhaarige Person war wichtiger. Ich faßte schon brutal zu, denn sie sollte mir bei der Rettungsaktion nicht aus den Fingern rutschten, und ich zerrte sie seitlich durch die offene Tür nach draußen.

Zugleich hatte das Skelett einen Arm angehoben. Mit dieser Knochenklaue schlug er zu. Er wollte seinen spitzen Finger in den Leib oder das Bein der Frau graben, aber ich war schneller gewesen und hatte sie weggezerrt. Die Klaue fand ein anderes Ziel. Sie bohrte sich tatsächlich in das Polster des Rücksitzes hinein, und während ich mit meiner »Beute« schon den Wagen verlassen hatten, zuckte auf der Rückbank eine Flamme hoch.

Die Hitze war zu groß geworden. Die hatte die Rückbank des Golfs in Brand gesetzt und den Wagen in eine Flammenhölle verwandelt…

***

Suko war um die andere Seite des Wagens gelaufen. Er war auch an der weinenden blonden Frau vorbeigehuscht, um den Gegner zusammen mit John in die Zange nehmen zu können.

Er entdeckte die zerstörte Frontscheibe. Es gab genug Löcher, um auch in den Golf schauen zu können, wo es John gelungen war, die andere Frau aus dem Wagen zu ziehen.

Suko wollte sich um das Skelett kümmern.

Da sah er die Flamme im hinteren Teil des Autos. Sie huschte in die Höhe, hatte den Wagenhimmel erreicht, und ihr rötlich gelber Widerschein tanzte über den Körper des Knöchernen hinweg.

Der Inspektor kam nicht dazu, sich länger Gedanken zu machen. Er wußte, was dieses Feuer bedeutete, und er handelte rein instinktiv und reflexartig.

Auf der Stelle drehte er sich um, sah die blonde Frau noch immer starr auf dem Fleck stehen, hetzte mit drei Schritten auf sie zu, bekam sie zu packen, hob sie an wie eine Puppe und rannte weg von der Flammenhölle.

Er wußte, wie leicht der Wagen in die Luft fliegen konnte, und dann mußte er genügend Distanz zwischen sich und das Fahrzeug gebracht haben…

***

Die gleichen Gedanken durchzuckten auch meinen Kopf. Ich wollte deshalb so schnell wie möglich aus der Nähe des Fahrzeugs verschwinden.

Ich hielt die Frau fest, während ich rannte und dem jungen Mann zuschrie, uns zu folgen. Ich sah noch, daß er sich bewegte, dann hetzten wir über den Kai, wobei ich die Frau mehr zerrte und zog, als daß sie überhaupt ihre Beine bewegte. Das Tuch löste sich, der Knoten hielt nicht mehr, es wehte von ihrem Körper weg, zeigte für einen Moment ihre Nacktheit, bevor es ihr wieder gelang, das Tuch zu schnappen und an sich zu raffen.

Hinter uns brannte der Wagen lichterloh. Wir konnten es nicht sehen, aber wir spürten die Hitze. Als ich einen der mächtigen Poller sah, an denen die Schiffe vertäut wurden, zerrte ich die Frau hinter ihn. »In Deckung bleiben!« zischte ich ihr zu. Selbst hielt ich mich nicht an die Regel, denn ich schob mich höher, um über den Poller hinwegschauen zu können.

Der Wagen war einfach nicht zu übersehen. Er brannte lichterloh, und fette, schwarze Rauchschwaden umgaben die mörderisch heiße Flut.

Noch war der Wagen nicht in die Luft geflogen, denn das Feuer hatte den Tank nicht erreicht, aber lange dauern würde es nicht mehr. Darauf kam es mir im Augenblick auch nicht an, denn mich interessierte vielmehr das Skelett und ob es verbrannt oder verschmort war.

Zu Gesicht kriegte ich es nicht. Der Golf war nach wie vor ein Meer aus Feuer und Rauch, was es mir unmöglich machte, etwas Genaues zu erkennen. Dieser Kai war bis auf uns menschenleer, das Feuer hatte noch keine anderen Personen angelockt, und ich hoffte, daß dieses Skelett verbrannte, wobei ich nicht hundertprozentig damit rechnete, weil ich dieses Monstrum zugleich als Urheber der Flammen einschätzte und davon ausging, daß es sich nicht selbst vernichtete.

Noch lebte es.

Zumindest ahnte ich die Bewegungen hinter dem Rauch und dem Feuer.

Dort tanzte etwas, gelblich, leicht kompakt, aber das war vorbei, als das Feuer den Tank erreichte.

Der Wagen glühte auf, dann flog er in die Luft, und diverse Einzelteile wirbelten wie glühende Schrapnelle in alle Richtungen.

Diesmal tauchte auch ich unter. Wir waren zwar relativ weit entfernt, zudem gab uns der Poller eine gewisse Sicherheit, ich wollte es trotzdem nicht darauf ankommen lassen und schützte den Körper der Frau mit meinem eigenen.

Was sich dort abspielte, wo der Wagen in die Luft geflogen war, sah ich nur indirekt.

Über den dunklen Boden des Kais huschten die flackernden Schatten aus verschiedenfarbigen Lichter hinweg, wobei sie zusätzlich eingetaucht waren in dunkle Muster, die so aussahen, als wollten sie

aus dem festen Boden eine kabbelnde Wasserfläche machen.

Sechs, sieben Sekunden blieb ich unten. Ich hatte gehört, daß die Golfteile aufgeschlagen waren. Zum Glück hatten sie uns verschont. Ich hob den Kopf, schützte die Frau aber weiterhin mit meinem Körper und starrte auf den Wagen.

Er brannte noch. Fetter Rauch stieg in die Höhe und stand über dem Fahrzeug wie wolkige Zitterspiralen. Der Wind trieb den Gestank glücklicherweise in die andere Richtung, weg von uns. Er blähte auch die kleinen Flammen auf, die noch in dem Wrack zuckten und wo auch das Skelett verbrannt sein mußte.

Das aber stimmte nicht.

Selten zuvor hatte ich so geirrt. Plötzlich bewegte sich etwas in der glühenden, roten Masse. Einige Teile wirbelten hoch, ein brennender Reifen rollte wie eine angeschmorte Kugel zur Seite.

Das Skelett war nicht verbrannt!

Es hatte dem Feuer getrotzt und kletterte aus der Glutinsel in die Höhe.

Es streckte seine Arme hoch, ich hatte den Eindruck, als würde es lachen, dann aber geschah das Unwahrscheinliche und lenkte mich auch davon ab, meine Waffe zu ziehen und eine Silberkugel auf das Monstrum zu feuern.

Das Skelett stieg in die Luft. Es schwebte hoch, als wäre über ihm jemand, der es an einem nicht sichtbaren Band dem dunklen Himmel entgegenholen wollte.

Schnell, immer schneller wurde es. Es bewegte seine Arme wie auch die Beine, und es kam mir dabei schon so vor wie ein lächerlicher Hampelmann.

Das war dieses Skelett auf keinen Fall. Wer dem Feuer trotzte, der mußte schon über gewaltige Kräfte verfügen oder selbst das Feuer beherrschen. Ich tendierte mehr zu dieser Möglichkeit.

Hoch, immer höher…

Und dann war es weg.

Wir hatten das Nachsehen, aber wir wußten auch, daß wir drei Menschenleben gerettet hatten…

***

Es vergingen trotzdem einige Minuten, bevor wir uns trafen. Aber wir waren nicht allein. Das Feuer war doch bemerkt worden und hatte einige Wächter angelockt. Auch Seeleute, die auf anderen Schiffen waren, hatten es brennen sehen.

Die Feuerwehr rückte an, als sie alarmiert wurde. Die Männer löschten mit Schaum die letzten brennenden Reste, während sich Suko mit den beiden Frauen und auch mit dem Fahrer des Golfs zurückgezogen hatte.

Er war zu unserem Rover gegangen und wollte dort auf mich warten. Ich sprach noch mit dem Einsatzleiter, der sich von meinem Ausweis beeindruckt zeigte.

Außerdem war er froh, daß es keine Toten gegeben hatte. Natürlich wollte er die Ursache des Brandes wissen.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Mr. Dermont. Da gibt es andere Zeugen, die ich habe in Sicherheit bringen lassen. Sie werden sie jetzt auch kaum befragen können, denn sie stehen unter einem Schock. Später werden wir Ihnen einen Bericht zukommen lassen.«

»Wollen Sie sich darum kümmern?« fragte er.

»Das hatte ich vor.«

»Gut, ich werde es weitergeben. Sie verfügen ja über gewisse Vollmachten, und ich glaube auch«, er lächelte jetzt, »von Ihnen schon einmal gehört zu haben.«

»Das kann durchaus sein.« Bevor er weitere Fragen stellen konnte, verabschiedete ich mich.

Für zwei Personen war dieses Feuer wie gerufen gekommen. Waldo und Leila hatten sich aus dem Staub machen können. Ich trauerte nicht darüber, denn sie waren nicht mehr wichtig. Mochte das Trinken von Blut zwar widerlich oder eklig sein, was wir mit diesem Skelett erlebt hatten, war weitaus schlimmer und gefährlicher. Ein Dämon, der sogar dem Feuer trotzte, war eine verdammt harte Nuß, die es zu knacken galt.

Ich entkam den kreisenden Lichtern der Wagen in den Schatten und war froh darüber, einige ruhige Minuten zu erleben, um ein wenig nachdenken zu können. Dementsprechend ließ ich mir Zeit, um den Rover zu erreichen. Die beiden Frauen und auch den jungen Mann wußte ich bei Suko in guter Obhut.

Natürlich drehten sich meine Gedanken um das Skelett, aber auch um die beiden Frauen. Ichversuchte, eine Verbindung zwischen ihnen herzustellen, was mir aber nicht gelang. Zudem spielte noch der Fahrer des Golfs eine Rolle. Wichtig war, wenn Suko und ich direkt mit ihnen sprachen.

Und das Skelett war verschwunden. Darüber ärgerte ich mich am meisten. Dieses verfluchte Monstrum hatte sich aus dem Staub gemacht, und dies mit einer Kraft, die übermenschlich war. Es war davongeschwebt, als wäre es geholt worden. Ein praktisch gleitendes oder fliegendes Skelett, ähnlich wie es vor langen Zeiten der Schwarze Tod gewesen war, wenn er mit seiner gewaltigen Killersense heranschwebte.

Ihn gab es nicht mehr. Aber das neue Skelett. Hatte er so etwas wie einen Nachfolger gefunden, oder war alles ganz anders?

Ich wußte es nicht. Ich konnte es mir auch nicht vorstellen, dann wäre Atlantis mit ins Spiel gekommen, und Myxin sowie Kara hätten

mich bestimmt gewarnt.

Das- Feuer und auch die Sirenen der Brandbekämpfer hatten doch mehr Gestalten angelockt, als ich es in dieser ruhigen Gegend für möglich gehalten hätte. Zwar waren sie nicht wie zweibeinige Ratten aus ihren Löchern geschlüpft, einige zwielichtige Typen entdeckte ich schon unter ihnen, die mich, den Außenseiter, auch ziemlich provokant anschauten, mich ansonsten aber in Ruhe ließen.

Als ich den Rover erreichte, saßen nur die beiden Frauen im Auto. Suko und der Golfbesitzer standen draußen und unterhielten sich. Der Mann redete heftig auf Suko ein, schüttelte dabei immer wieder den Kopf und wunderte sich über Sukos Lachen, das verstummte, als er mich sah.

Ich winkte ihm beruhigend zu.

»Alles geklappt?«

»Sicher.«

»Jetzt hast du Fragen, wie?«

Ich grinste schief und klopfte Staub und Dreck aus meiner Hose. »Ja, da kommt einiges zusammen.« Ich schaute den jungen Mann an und reichte ihm die Hand. Dabei sagte ich:

»Mein Name ist John Sinclair. Darf ich fragen, wie Sie heißen?«

»Joachim Bertus.« Er zog seine feuchte Hand rasch wieder zurück, was mir sehr recht war. Er stand noch immer unter Druck, war nervös, was ich auch an den Bewegungen seiner Augen sah, denn er zwinkerte öfter als gewöhnlich.

»Deutscher?«

»Ja, aus der Frankfurter Ecke.«

»Sie machen hier Urlaub?«

»Nein, ich arbeite bei einer internationalen Spedition. Wir haben einen Sitz hier im Hafen, und ich war noch bis kurz vor Mitternacht im Büro, weil ich auf einen Anruf wartete…« Er berichtete, was ihm widerfahren war und stand wie ein begossener Pudel zwischen Suko und mir.

Betreten schaute er auf seine Schuhe. »Wie mache ich das nur der Versicherung klar, daß der Wagen so aus heiterem Himmel ausgebrannt ist? Ich kann denen doch nicht erzählen, daß da ein Skelett erschienen ist - oder? Die halten mich doch für verrückt.«

»Das können Sie nicht«, gab Suko ihm recht.

»Und was soll ich tun?«

»Wir werden uns darum kümmern.«

Ich kam wieder auf das eigentliche Thema zurück. »Die beiden Frauen kannten Sie wirklich nicht?«

»Nein, ich habe sie aufgelesen, als sie vom Schiff geflohen sind.«

Ich runzelte die Stirn. »Vom Schiff?«

»Man hat sie dort gefangengehalten«, sagte Suko. »Einiges habe ich

schon mitbekommen, aber nicht alles. Die beiden stehen noch unter einem Schock und haben außer ihren Bettlaken nichts anzuziehen. Ich habe mir schon überlegt, daß wir zu mir fahren und Shao ihnen etwas zum Anziehen gibt.«

»Gute Idee!« lobte ich ihn. »Zuvor möchte ich noch kurz mit ihnen sprechen.«

»Tu das.«

Die Frauen saßen noch immer ziemlich verängstigt auf dem Rücksitz.

Sie hatten sich wieder in die Laken gewickelt, und ich stellte mich ihnen erst mal vor.

Von den beiden erfuhr ich, daß sie Janina und Wilma hießen. Auf die Nachnamen verzichteten sie.

»Jetzt ist es ja vorbei, und ich habe schon von meinem Freund erfahren, was Ihnen widerfahren ist, Ladies. Da drängen sich natürlich zahlreiche Fragen auf, wie Sie sich denken können, aber ich möchte sie nicht hier stellen. Suko hat den Vorschlag gemacht, zu ihm zu fahren. Seine Partnerin wird Ihnen etwas von ihrer Kleidung leihen, damit sie endlich auf die Bettücher verzichten können. Sind Sie damit einverstanden, daß es so ablaufen soll?«

Janina nickte.

Wilma sprach mich an. »Ja«, flüsterte sie. »Ich bin damit einverstanden.« Sie lächelte scheu. »Und danke noch.«

Ich lächelte zurück. »Wofür?«

»Sie und Ihr Freund haben uns doch das Leben gerettet.«

Ich wurde etwas verlegen. »Nun ja, vergessen Sie es.«

Janina weinte leise und wischte durch ihre Augen. Als auch sie sich bedanken wollte, zog ich mich zurück und winkte den anderen beiden zu. Ich wollte endlich hier weg.

Suko hatte auf dem Beifahrersitz seinen Platz gefunden. Er telefonierte mit Shao, die er natürlich aus dem Bett geholt hatte, wofür Shao allerdings Verständnis zeigte. Sie war auch bereit, alles vorzubereiten und einen Tee zu kochen.

»Sie können auch mitkommen, wenn Sie wollen«, wandte sich der Inspektor an den Deutschen. »Ich könnte mir vorstellen, daß es Ihnen keinen besonderen Spaß macht, wenn Sie jetzt allein bleiben.«

»Das stimmt.«

Suko lächelte nach hinten, wo die drei saßen. »Dann werden wir es uns bei uns noch etwas gemütlich machen. Schlaf kann sowieso keiner finden, denke ich.«

Drei Personen nickten, und Suko war zufrieden.

***

Shao hatte Wort gehalten und einen wunderbaren Früchtetee gekocht.

Der Tisch war gedeckt, in einer Schale lag leichtes Gebäck, was auch Janina und Wilma dankbar annahmen, denn jetzt, wo sie die starke Spannung verlassen hatte und sie auch umgezogen waren, fühlten sie sich wohler. Die Bettücher hatten ihre Pflicht getan. Shao hatte ihnen Jeans und Blusen gegeben.

Joachim Bertus war ebenfalls geblieben. Er war in diese Lage hineingeraten, ohne sie sich ausgesucht zu haben. Aber er hatte sich entsprechend gut gehalten und das Beste aus diesen Umständen gemacht. Unter Schock standen sie noch immer. Gegen die Blässe in den Gesichtern hätte nur Schminke geholfen, aber darauf verzichteten unsere Gäste.

Suko und ich standen noch immer wie die berühmten Ochsen vor dem Berg. Wir wußten nicht, um was es ging, aber das würde sich ändern.

Zunächst einmal warteten wir, bis die Frauen ihre Tassen geleert hatten.

Anschließend schenkte Shao nach. Sie hatte das helle Deckenlicht ausgeschaltet. Im eher matten Licht der kleinen Lampen verschwanden die harten Falten der Müdigkeit aus den Gesichtern.

Joachim Bertus bat um einen Whisky, den er auch erhielt. Er trank einen Schluck, schloß die Augen und meinte: »Ich werde Ihnen wohl kaum etwas berichten können. Ich kenne keine Hintergründe, ich weiß nichts über irgendwelche Monster oder lebende Skelette. Nehmen Sie mich als einen neutralen Zeugen hin.«

»Das werden wir gern tun«, sagte ich und schaute erst Wilma und dann Janina an. »Aber Sie beide könnten uns etwas über das Motiv erzählen, denke ich.«

Sie senkten die Köpfe, bevor sie sich anschauten. »Wir wußten auch nicht, daß es dazu kommen könnte«, sagte Janina.

»Aber wie sind Mörderinnen«, erklärte Wilma. »Wir haben einen Menschen getötet. Ich stach mit dem Messer zu, Janina tat es ebenfalls. Wir sahen keinen anderen Ausweg.«

Suko und ich schwiegen. Shao hob die Augenbrauen. Daß Wilma nicht gelogen hatte, war uns beiden klar, aber es fiel ihr schwer, darüber zu reden.

»Wer ist es gewesen?« fragte Suko.

Janina gab die Antwort nur flüsternd. »Ein Mann namens Abdul Akam. Er war auf dem Schiff. Man hat uns dort als Gefangene gehalten. Es war unsere letzte Chance.«

Für mich war das der Zeitpunkt, wo ich darum bat, alles von Beginn an zu erfahren. Die beiden waren einverstanden und schienen froh darüber zu sein, daß wir ihnen keine Vorwürfe wegen ihrer Tat machten. Wir wollten erst abwarten und die Reaktion kennenlernen.

Wilma und Janina wechselten sich ab. Sie sprachen leise, tranken

zwischendurch von ihrem Tee, kauten auch mal Gebäck, und so erfuhren wir, daß beide große Bauchtanz-Fans waren. Nicht nur so, weil es ihnen Spaß machte, sondern sie traten damit in Lokalen auf. Aus einem dieser Lokale hatte man sie entführt.

Nach einem Auftritt hatten ihnen die Männer in der Garderobe aufgelauert. Es war alles sehr schnell gegangen. Sie waren betäubt und dann weggeschleppt worden. Aus ihrem Zustand erwacht waren sie auf dem Schiff, und dort hatte die Tour der Leiden erst so richtig begonnen.

Sie waren für den Einsatz in den Harems und Wüstenbordellen ausgesucht worden. Wie das aussah, brauchten sie uns nicht zu berichten. Sie waren nur froh, daß sie keine äußerlichen Verletzungen abbekommen hatten, denn die Händler wollten »gute Ware« abliefern.

Es war nur vernünftig gewesen, daß sie ihren Peinigern keinen Widerstand entgegengesetzt hatten, statt dessen hatten sie einen Fluchtplan geschmiedet.

Vor einigen Stunden hatten sie ihn durchgeführt und den Chef dieser Bande bei ihrer Flucht getötet.

»Aber er war nicht tot«, sagte Wilma leise. Ihre Freundin Janina nickte zustimmend.

»Nicht?« wunderte ich mich.

»Zuerst schon«, flüsterte Wilma, »aber dann kam alles anders. Er veränderte sich. Die Haut fiel von seinem Körper ab, und er wurde zu einem lebenden Skelett. Genau zu dem Monster, das uns dann verfolgt hat und das Sie gesehen haben. Genau so ist es gewesen, und wir beide würden einen Eid darauf schwören.«

Ich dachte an die vorherige Tat und fragte: »Wo sind eure Messer jetzt?«

Die Frauen schauten sich an. »Ich habe meines verloren«, erklärte Janina.

Wilma überlegte nicht lange. »Bei mir ist das auch der Fall gewesen, glaube ich.« Sie schüttelte den Kopf und atmete stöhnend. »Es war alles so überraschend und aufregend. Wir wollten nur unser Leben retten und haben auf alles andere nicht geachtet. Bitte, Mr. Sinclair, sind wir jetzt für Sie Mörderinnen?«

»Nein«, beruhigte ich sie. »So sehe ich das nicht.«

»Danke«, murmelte sie. »Was haben wir dann getan? Können Sie uns das erklären?«

Diesmal wollte Suko seine Meinung kundtun. »Ohne es mit dem erhobenen Zeigefinger eines Juristen zu sehen«, erwiderte er, »kann ich Ihnen beiden sagen, daß Sie nicht getötet, sondern etwas erweckt haben, das sich raffiniert getarnt und hinter einer menschlichen Gestalt verborgen hatte. Eben das Monster, ein lebendes Skelett.«

»Ja«, bestätigte Janina mit leiser Stimme. »Wir haben den Vernichter

erschaffen. Oder wieder erschaffen.«

»Wen…?«

»Den Vernichter, Suko. Zumindest ich hörte, daß dieser Leibwächter Meret diesen Namen erwähnt hat. Er nannte Akam einen Vernichter. Wie er genau darauf gekommen ist, das können wir Ihnen nicht sagen. Aber ich glaube ihm.«

Das taten wir auch, und Suko nickte mir zu. »Wir haben es hier mit einer orientalischen Magie zu tun«, erklärte er. »Ich weiß nicht, ob du da noch mitkommst, ich jedenfalls stehe da auf verlorenem Posten. Dschinns oder wie sie auch immer heißen mögen, sind nicht gerade mein Fall. Oder denkst du anders darüber?«

»Nein, das nicht.«

»Jedenfalls ist er frei!« erklärte Shao, die lange nichts gesagt hatte.

»Und ihr müßt ihn wieder einfangen und etwas gegen ihn unternehmen. Das ist euer Job. Diese Gestalt scheint jedoch verdammt stark. Sie verbrennt,, sie taucht auf, und plötzlich sind die Personen, an der sie vorbeigeht, nur noch Asche.«

»Ja, ja!« sagte Wilma hektisch. »So ist es gelaufen. Sie sind nur mehr Asche.«

Uns war klar, daß der Vernichter nicht mehr aus das Schiff zurückkehren würde. Er war jetzt frei, er konnte tun und lassen, was er wollte, und das war sicherlich nicht spaßig für diejenigen, die ihm im Wege standen. Ich grübelte darüber nach, wie wir seine Spur aufnehmen konnten. Es war schwer, mich in seine Lage hineinzuversetzen. Ich versuchte es trotzdem und ging davon aus, daß er sich versteckte. Zudem war die Schwerkraft bei ihm aufgehoben. Wir selbst hatten ja gesehen, wie er sich in die Höhe schwang, und da war er auf keinen Fall von irgendwelchen Fäden gezogen worden. Das hatte alles wunderbar geklappt, und so überlegte ich, daß Abdul Akam sicherlich mit einer Botschaft zurückgekehrt war. Er wollte den Tod. Möglicherweise auch den der beiden Frauen und den derjenigen, die ihn gesehen hatten. Das waren Suko, und ich gewesen.

So mußte es aber nicht sein. Es war eine der Möglichkeiten. Suko hatte noch eine zweite zur Hand. Als wir seinem Vorschlag zuhörten, kam sie mir wahrscheinlicher vor.

Er hatte sich an die beiden Frauen gewandt. »Fangen wir doch einmal von vorn an. Sie haben als Bauchtänzerinnen in einem Lokal gearbeitet.«

»Ja, zuletzt im Alhambra.«

»O Gott«, meldete sich Joachim Bertus und winkte mit beiden Händen ab. »Das ist nicht gut.«

»Wieso?« fragte ich.

»Das Alhambra hat keinen guten Ruf.«

»Kennen Sie es.«

»Nicht sehr gut. Man spricht davon, daß sich dort Dealer treffen, auch Terroristen.«

»Sie wissen Bescheid«, sagte Suko.

»Ja, ein Kollege hat es erzählt. Er wollte mich mal mitnehmen, das habe ich jedoch abgelehnt.«

»Aber Sie wissen, wo wir es finden können?«

»Das wissen wir auch, Inspektor?« erklärte Janina.

»Gut«, sagte Suko und lächelte den beiden zu. »Dann können wir ja anfangen.«

»Wieso?« Wilma und Janina staunten.

Ich weniger, denn ich ahnte, auf was mein Freund hinauswollte, denn ich hätte nicht anders gehandelt.

Er hielt auch nicht damit über dem Berg. »Was ich Ihnen jetzt vorschlage, brauchen Sie nicht zu tun. Es ist nur mehr eine Möglichkeit, aber wohl die beste. Ich will Ihnen klipp und klar sagen, daß Sie sich meiner Ansicht nach in Gefahr befinden. Sie sind Zeuginnen gewesen, und das wird der Vernichter wohl kaum hinnehmen wollen. Man hat Sie aus dem Alhambra auf das Schiff entführt, auf dem sich Abdul Akam befand. Ob Sie wirklich verkauft werden sollten, lassen wir mal dahingestellt. Sie können auch als Opfer für den Vernichter gedacht worden sein, so schlimm sich dies anhört. Der Vernichter wird nicht aufgeben, denke ich. Und da sollten wir ihm doch entgegenkommen, vorausgesetzt, Sie beide spielen mit.«

»Als Lockvögel?« sagte Janina.

»Darauf läuft es im Endeffekt hinaus. Auf einen Lockvogel oder auf zwei von Ihnen.«

Janina stieß die Luft aus. Sie war wieder blaß geworden, ebenso wie ihre Freundin Wilma, die tief Luft holte und sie laut ausstieß.

»Was sagen Sie?«

Nervös zupfte Wilma an ihrer Mähne. »Das hört sich beinahe so an wie eine Wiederholung des alten Vorgangs.«

»Wird es aber nicht sein«, sagte Suko. »Da wir uns ebenfalls in der Nähe aufhalten.«

»Sie wollen mit ins Alhambra kommen?«

»Das dachte ich mir.«

Wilma schluckte. »Das ist nicht einfach für uns.«

Die dunkelhaarige Janina nickte.

»Wenn Sie ablehnen, wird…«

»Nein, nein, Inspektor, das nicht. Wir haben ja für eine Rückkehr gesorgt, und irgendwie fühlen wir uns auch deshalb schuldig. Ja, da müßten wir noch mal in den sauren Apfel beißen.«

»Findest du das gut?« fragte Suko ihren Freund.

»Ich sehe keine andere Chance. Du, John?«

»Nein.«

»Mann«, flüsterte der Deutsche. »Das wird ein Hammer. Da möchte ich direkt mit dabeisein.«

Da wir keinen Widerspruch einlegten, trank er seine Tasse leer und schaute die Frauen an.

Janina und Wilma flüsterten miteinander. Schließlich hob Janina die Schultern, und ihre Freundin sagte: »Okay, wir haben uns entschlossen. Wir werden einfach wieder hingehen und anfangen zu tanzen. Man wird uns sicherlich wieder aufnehmen. Gamal Tusla war von unseren Darbietungen sehr angetan. Seiner Meinung nach waren wir ebenso gut wie die einheimischen Tänzerinnen.«

»Wer ist Tula?« fragte ich.

»Der Besitzer des Lokals. Er ist Ägypter.«

»Wird er über den Vernichter Bescheid gewußt haben?«

»Das nehme ich doch an«, sagte Wilma.

Ich war zufrieden. »Dann wäre alles klar. Noch eine Frage. Wie sieht es mit Ihren Wohnungen aus?«

»Wir teilen uns eine.«

»Das werden Sie zunächst nicht.«

»Wieso?«

Ich lächelte Wilma zu. »Es ist zu gefährlich. Wir möchten Sie nicht aus der Kontrolle haben.«

»Was haben Sie dann vor?«

»Ganz einfach. Wir werden Sie in einem Hotel unterbringen, in dem sie auch unter Bewachung stehen. Es wird sich Ihnen wohl niemand ungesehen nähern können, und sollte dieser Vernichter erscheinen, sind wir sehr rasch zur Stelle.«

»Bleiben Sie dann bei uns?«

»Ja, wir beide.«

Wilma und Janina wirkten erleichtert. Sie konnten sogar wieder lächeln.

»Dann müßten wir noch Einzelheiten besprechen«, sagte die dunkelhaarige Frau.

»Werden wir, aber zuvor sollten Sie versuchen, ein wenig zu schlafen. Das können Sie hier.«

»Danke.«

Joachim Bertus stand auf. »Ich darf mich bedanken und verabschieden.«

Er schaute lächelnd auf uns nieder. »Aber eines steht fest: Wir werden uns bestimmt noch einmal sehen.«

»Sie wollen ins Alhambra kommen?«

»So ist es, Mr. Sinclair. Ich habe einfach zuviel mitbekommen, um aussteigen zu können.«

»Ist schon klar. Sie wissen auch, wie gefährlich es für uns alle werden kann.«

»Was ist heute nicht gefährlich?« Er verabschiedete sich von uns mit Handschlag.

Shao brachte ihn noch bis zur Tür. Wir besprachen Einzelheiten. Vor allen Dingen wollte ich wissen, wann sich die beiden wieder so weit fit fühlten, daß sie auf unseren Vorschlag eingehen konnten.

»So schnell wie möglich«, sagte Wilma.

»Am nächsten Abend schon?« Ich wunderte mich.

»Nein!« widersprach Janina. »Ich nicht. Ich möchte noch einen Tag Ruhe haben.« Sie blickte mich fragend an. »Ist das möglich?«

»So lange Sie wollen.«

»Gut, dann einigen wir uns darauf.«

Ich nahm die Hände der beiden Frauen hoch. »Sie sind sehr mutig, Ladies, Kompliment.«

Janina und Wilma erröteten.

***

Es passierte nichts!

Beide Frauen waren im Hotel unserer Wahl und unseres Vertrauens einquartiert worden. Sie hatten dort ein Doppelzimmer bekommen, zwei Kollegen wachten davor, hin und wieder schauten auch wir mal vorbei.

Wir hatten auch überlegt, ob wir Jane Collins einschalten sollten, dann jedoch Abstand davon genommen. Der Kreis sollte nicht noch weiter gezogen werden.

Sir James wußte natürlich auch Bescheid. Er wollte uns einen Gefallen erweisen und Erkundigungen über das Lokal Alhambra einziehen, das sicherlich von den Geheimdiensten observiert wurde, sollten sich dort tatsächlich Aufrührer treffen.

Während er sich damit beschäftigte, versuchten Suko und ich etwas über diesen Abdul Akam herauszufinden. Da wir diesen Knaben nicht gerade auf unserer Liste hatten und Literatur darüber sehr dünn gesät war, mußten wir uns an einen Fachmann wenden, der wesentlich mehr von diesen Dingen verstand.

Man hatte uns Professor Sloane empfohlen, der ein Institut für Orientalistik leitete, in dem auch über die Mystik, die Legenden- und Geschichtenbildungen geforscht wurde. Da waren wir an der richtigen Stelle.

Wir fuhren selbst nicht hin, telefonierten nur vom Büro aus, und Glenda hatte uns mit Kaffee versorgt. Der Professor zeigte sich sehr verständnisvoll, und uns war es natürlich sehr recht, daß wir bei ihm persönlich genau an den richtigen Mann geraten waren und nicht erst weiter verbunden werden mußten.

»Mit den Legenden und dem Sinn, der hinter diesen Dingen steckt, habe ich mich schon beschäftigt.«

»Wunderbar, Sir.«

Er lachte. »Freuden Sie sich nicht zu früh, Mr. Sinclair. Allwissend bin ich auch nicht. Sie glauben gar nicht, wie facettenreich die Geschichten des Orients sind.«

»Unsere ist relativ simpel.«

»Ich höre.«

»Es geht um eine Fabelgestalt mit dem Namen Abdul Akam.« Ich wartete auf eine Antwort, er brummte etwas, und ich wollte nachhaken.

»Sie kennen ihn nicht?«

»Können Sie etwas konkreter werden?«

»Etwas schon, aber nicht viel. Man soll ihn auch den Vernichter nennen, wie ich hörte.«

»Aha.«

»Der Name sagt Ihnen also etwas?«

»Ja, Mr. Sinclair. Da Sie ihn richtig betont haben, schon, und ich werde es Ihnen erklären. Zudem brauche ich nicht nachschlagen, aber ich frage mich, wer Sie sind und wundere mich, daß Sie bei der Nennung dieses Namens nicht über einen anderen, ähnlichen gestolpert sind.«

»Pardon, Professor, über welchen?«

»Über Abdhul Azred. Wobei sein Vorname noch mit einem H geschrieben wird.«

»Moment mal«, murmelte ich und schaute zu meinem Freund Suko hin, der zugehört hatte und seinen Mund bewegte, um ein Wort zu formen, das sich von seinen Lippen ablesen sollte. Ich schaute noch einmal stur hin, dann flüsterte er das Wort.

»Necronomicon…«

Meine Augen weiteten sich. Natürlich, bei mir fielen die Geldstücke langsam.

»Mr. Sinclair!« drang die Stimme des Professors an mein Ohr. »Habe ich Sie sprachlos gemacht?«

»Nein, ich dachte nur nach. Wenn ich Ihnen den Begriff Necronomicon sage, liege ich da richtig?«

»Voll und ganz.«

»Dann höre ich jetzt etwas von Ihnen.«

»Natürlich. Das Necronomicon wurde von einem verrückten Typen namens Abdhul Azred geschrieben. Er lebte um 730 nach Christus im Jemen. Nach einer langen Reise zu den Ruinen von Babylon und zu den geheimen Tempeln in Memphis fing er damit an, die düsteren Götter anzubeten. Da hatte er sich voll auf die andere, die dunkel Seite geschlagen, und seine Götter waren es ebenfalls.«

»Meinen Sie Götter wie Cthullu und Yoxodo?«

»Genau die, aber noch andere.«

»Ich bin da skeptisch, Professor und…«

»Ich auch«, unterbrach er mich. »Aber lassen Sie mich bitte weiterreden. Zehn Jahre lebte er in einer Stadt namens Belt el Jin, dem verbotenen Ort des Bösen. In dieser Zeit entdeckte er die Geheimnisse einer uralten Rasse. Es mußten schreckliche Entdeckungen gewesen sein, was schließlich zu seinem ebenso schrecklichen Tod führte, der im Jahre eintrat. Angebliche Augenzeugen berichten, daß Abdhul Azred am hellichten Tage von unsichtbaren Klauen zerrissen worden ist Das ist eben seine Geschichte, wenn auch sehr kurz gefaßt.«

»Danke für die Auskünfte, aber was haben Sie mit meinem Thema zu tun?«

»Das will ich Ihnen gern sagen. So allein ist Azred nicht gewesen. Er soll noch Helfer gehabt haben und auch welche, die ihm später nacheifern wollten. Unter anderem einen Mann namens Abdul Akam, und der liegt Ihnen im Magen.«

»Ja. Was wissen Sie über ihn?«

»Auch nicht viel«, sagte der Professor, »aber Sie sollten nicht enttäuscht sein. Wir Europäer wissen überhaupt wenig über die Mystik des Orients. Zurück zu Abdul Akam. Er soll den verrückten Azred in der Stadt des Bösen getroffen haben. Der Legende nach hat er sich mit den Dämonen des Feuers beschäftigt, die ebenfalls zu dieser uralten Rasse gehörten. Wie er umkam, kann ich Ihnen nicht sagen. In den alten Überlieferungen ist von einem Vernichter die Rede, was wohl stimmen wird, wenn er sich tatsächlich des Feuers angenommen hat.«

»So muß man es sehen.«

Sloane räusperte sich. »Es ist natürlich interessant, daß gerade sie danach fragen, Mr. Sinclair. Haben Sie mit Abdul Akam irgend etwas zu tun bekommen?«

»Ja, das habe ich. Ich kann mir sogar vorstellen, daß diese Gestalt noch lebt.«

»O…«

»Oder ist Ihnen etwas über sein Ende bekannt? Wurde er auch zerrissen, oder starb er auf eine andere makabre Art und Weise?«

»Nein, das nicht.«

»Dann könnte er also überlebt haben?«

»Nach den Gesetzen der Logik nicht.«

Ich stöhnte auf. »Da haben Sie bestimmt recht. Nur habe ich mir abgewöhnt, in meinem Job nur an die Logik zu denken, denn die Logik wurde bei mir zur Unlogik. Ich habe es mit Phänomenen zu tun, die nicht faßbar sind, die ich einfach annehmen muß, das ist alles, und für mich ist dieser Abdul Akam wiedererweckt worden.«

Der Professor schwieg. »Können Sie Einzelheiten nennen?«

»Natürlich. Da wurde aus einem Menschen ein Monster. Ob Sie es

glauben oder nicht.«
»Wie das?«
»Der Mensch wurde durch zwei Messerstiche getötet und verwandelte sich daraufhin in den Vernichter, in die alte Gestalt, von der sie mir berichtet haben. Wenn alles so stimmt, woran ich nicht zweifle, denn ich habe ihn selbst gesehen, existiert Azreds Vasall noch.«
»Ach.«
»Ja, ich weiß nicht, wie man ihn früher beschrieben hat, aber hier in der Gegenwart zeigt es sich als Skelett, zu dem er geworden ist, nachdem man den Menschen umbrachte. Ein Skelett, das vernichten kann, und zwar durch das Feuer. Ich habe selbst erlebt, wie es einen Wagen in Brand setzte und selbst wie der Sieg aus den Flammen stieg und vor meinen Augen verschwand.«
Sloane fand seine Sprache schnell zurück. »Wo ist das denn gewesen?« wollte er wissen.
»Hier in London.«
»Auch das noch. Dann muß es jemanden geben, der ihn hergeholt hat.«
»So ist es.«
»Wissen Sie darüber Bescheid?«
»Wir gehen davon aus, daß es der Kapitän eines Schiffes gewesen ist. Es fährt unter arabischer Flagge, aber wir haben uns vorgenommen, den Mann und auch die Besatzung nicht zu fragen, um sie nicht mißtrauisch zu machen oder zu warnen.«
»Das ist nicht schlecht. Aber wie wollen Sie an Abdul Akam herankommen?«
»Wir lassen uns da schon etwas einfallen. Jedenfalls bedanke ich mich sehr für Ihre Hilfe.«
»Gern geschehen, Mr. Sinclair. Nur möchte ich Sie um einen kleinen Gefallen bitten.«
»Was immer Sie wollen.«
»Sollten Sie den Fall lösen, geben Sie mir bitte Bescheid. Ist das recht so?«
»Das werde ich.«
»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück.«
»Moment, Professor, eine Frage hätte ich noch. Gibt es eine Möglichkeit oder eine bestimmte Waffe, durch die wir ihn endgültig in die Verdammnis schicken können?«
Er schwieg. Nach einer Weile murmelte er. »Es ist natürlich schwer, Ihnen darauf eine Antwort zu geben. Er ist ein alter Dämon des Feuers und…«
»Feuer kann man mit Wasser löschen.«
»So einfach ist es nicht. Man muß ihn bannen.«

»Durch eine Formel?«
»Auch«, murmelte er. »Wie lange kann ich Sie in Ihrem Büro denn erreichen?«
»In den nächsten Stunden schon.«
»Ich werde nachsehen und mich wieder melden.«
»Das wäre gut.«
Ich legte auf und hatte durch das lange Halten den Hörers ein Brennen im Arm bekommen. Glücklich sahen weder Suko noch ich aus, und mein Freund verzog den Mund. »Da steht uns einer gegenüber, der nicht gerade leicht zu besiegen ist.«
»Das glaube ich auch.«
»Aber wir bleiben bei unserem Plan und setzen die beiden Frauen als Lockvögel ein.«
»Ich weiß nichts Besseres.«
»Ich auch nicht.«
Glenda öffnete die Tür und streckte ihren Kopf in das Zimmer. »Seid Ihr mit dem Telefonieren fertig?«
Ich nickte.
»Sie James will euch sprechen.«
»Wunderbar.« Wir erhoben uns mit müden Bewegungen und gingen an einer lächelnden Glenda Perkins vorbei, die heute eine blaue Bluse trug und dazu einen rehbraunen Wildlederrock. Sie sah schick aus, was ich ihr auch sagte.
»Danke.«
Sir James saß auf seinem Lieblingsplatz hinter dem Schreibtisch. Seine Brauen hatten sich zusammengezogen, bei ihm kein gutes Zeichen, denn so sah er immer aus, wenn er nicht so recht weitergekommen war und keine Lösung in der Hand hielt.
»Vielleicht haben Sie mehr Glück gehabt als ich«, sagte er, »aber es gibt Dinge, bei denen kann man leider nicht bis tief auf den Grund schauen.«
»Wir hängen auch noch«, erwiderte Suko.
»Gut, dann werde ich Ihnen einiges über das Alhambra berichten. Sie werden als Europäer auffallen, sage ich mal, denn dieses Lokal wird in der Regel nur von Orientalen oder Arabern besucht, wobei sie dort von dem Algerier, dem Ägypter, dem Jordanier bis hin zum Iraker, Iraner und zum Türken alles finden.«
»Ist es eine konspirative Brutstätte?« erkundigte sich Suko.
Sir James wiegelte ab. »So könnte man es sehen, aber es muß nicht so sein. Es ist eher ein Ort des Friedens, wo man sich trifft.«
»Aber das Alhambra wird beobachtet?«
»Natürlich, unsere Dienste sind ja nicht blind. Aber es wird Ihnen niemand verbieten, sich einen Bauchtanz anzusehen.«
Da gab ich Sir James recht. Er wollte noch wissen, was wir bisher

herausgefunden hatten. Suko und ich erklärten es ihm abwechselnd, doch fröhlicher sah unser Chef dabei nicht aus. »Wie kann man dieses Monster stoppen?« fragte er, »wenn es plötzlich erscheint?«

»Das ist ein Problem, Sir«, gab ich zu. »Unsere Hoffnung beruht auf Professor Sloane. Möglicherweise findet er in seinen schlauen Büchern etwas.«

Sir James nickte.. »Das Kreuz können Sie dann wohl vergessen.«

»Stimmt.«

»Am Abend wollen Sie hin?«

»Ja, mit den beiden Frauen, die wieder ihren Bauchtanz aufführen werden.«

Der Superintendent nickte. »Das ist zwar schwierig, aber auch ich sehe keine andere Chance. Sie müssen nur gute Schutzengel für die beiden Tänzerinnen sein.«

»Darauf können Sie sich verlassen«, sagte Suko.

Als wir das Büro unseres Chef verließen, lächelte uns Glenda an. »Was ist los?« fragte ich.

»Nichts Besonders.«

»Dein Grinsen kenne ich doch.«

»Und ich eure Gesichter.«

»Wie sehen wir denn aus?« fragte Suko.

»Wie zwei arme Kerle, die gerade die Kündigung bekommen haben.«

Suko winkte ab. »So weit ist es noch lange nicht.«

»Schade.« Glenda hob die Schultern und schaute zu, wie ich die Tür hinter mir schloß. »Dann bleibt wohl als einzige Chance der gute Professor Sloane.«

»Was ist mit ihm?«

Glenda deutete auf das Telefon. »Ihr werdet es kaum glauben, aber er bittet um euren Rückruf.«

»Machen wir gern.«

Suko und ich zogen uns in unser gemeinsames Büro zurück. Als ich mich auf den Stuhl sinken ließ, sprach mich mein Freund über den Schreibtisch hinweg an. »Na, wie siehst du unsere Chancen?«

»Recht gut.«

»Ach ja?«

Ich tippte schon die Nummer ein. »Sloane hat etwas herausgefunden, das spüre ich.«

»Dann mal los!« Suko legte die Beine hoch und wartete ab, bis sich der Professor gemeldet hatte, was ziemlich schnell geschah. »Gut, daß Sie anrufen, Mr. Sinclair, sehr gut.«

»Haben Sie die Lösung?«

Er mußte zunächst lachen. »Das weiß ich nicht, aber ich sehe schon eine kleine Chance. Ihr Problem hat mir natürlich keine Ruhe gelassen. Ich habe über Abdul Akam nachgedacht, diesen angeblichen

Adepten des Abdhul Azred, und ich bin in der Zeit etwas vorangegangen. Das Necronomicon, man mag dazu stehen, wie man will, hat zumindest im Mittelalter seine Bedeutung gehabt. Es ist nie ganz aus den Köpfen der Menschen verschwunden, und nicht nur die einfachen haben sich flüsternd darüber unterhalten, auch diejenigen, die man als Geistesgrößen ansah. Wissenschaftler und Magier, wobei ich beide in einen Topf werfe. Sie wissen selbst, daß man damals die Formel suchte, wonach aus Stein oder Erde Gold geschaffen werden sollte.«

»Ja, das ist mir bekannt.«

»Wunderbar, dann dürfte Ihnen der Name Paracelsus auch etwas sagen, denke ich.«

»Natürlich. Er war ein Arzt, ein Heiler, ein Magier und für die Menschen sehr wichtig.«

»Genau. Auch er wollte den Stein der Weisen erfinden und Gold herstellen, was allerdings mißlang. Aber manch gutes Heilmittel hat er entdeckt. In Basel bekam er den Lehrstuhl für Medizin. Er hat sich damals gegen die marktschreierischen Ärzte seiner Zeit gewandt und ist wahrscheinlich im Jahre 1541 in Salzburg ermordet worden. Das ist für uns jedoch nicht wichtig, deshalb lasse ich seine Biographie beiseite. Mir geht es nur darum, daß genau dieser Paracelsus damals ein mächtiges Schwert getragen haben soll, das nur derjenige zu führen verstand, der erstens die körperliche Kraft besaß und zweitens die geistige Einstellung. Weiterhin lehrt die Legende, daß im Knauf des Schwertes die Buchstaben AZOTH stehen, die das gesamte Geheimnis der Alchimie enthalten sollten. Abgesehen von seinen vergeblichen Versuchen, das Gold, den Stein der Weisen zu finden, ist dieses magische Wort zusammengesetzt aus den ersten und letzten Buchstaben verschiedener Alphabete.«

»Können Sie das aufschlüsseln, Professor?«

»Ja, das kann ich. Aleph und Thau der Hebräer, Alpha und Omega der Griechen, sowie das A und Z der Lateiner, eben die wichtigsten Sprachen der alten Welt.«

Jetzt wußte ich Bescheid, ohne jedoch einen Schritt näher an die Lösung des Problems herangekommen zu sein, und das war auch dem Professor bekannt.

»Ich habe Sie bestimmt neugierig gemacht. Sie werden mich fragen wollen, wo Sie das Schwert des Paracelsus finden können. Das weiß ich nicht, ich weiß nicht mal, ob es tatsächlich existiert hat, aber das ist auch nicht so wichtig. Interessant ist das Wort Azoth, das seinen Kenntnissen nach damals alles umfaßte. Es soll auch als eine Beschwörungsformel genutzt haben, und ich kann Ihnen nicht mehr auf den Weg geben, als diese Chance zu nutzen.«

Ich ließ mir einen Moment Zeit, um nachzudenken. »Sie meinen, daß

wir damit den Vernichter stoppen können?«
»Das weiß ich nicht, Mr. Sinclair. Es ist zumindest ein Vorschlag, den ich Ihnen nach bestem Wissen und Gewissen unterbreiten kann. Alles andere müssen Sie ausprobieren.«
»Da haben Sie natürlich recht, Professor. Jedenfalls freue ich mich darüber und bin Ihnen auch dankbar, daß Sie sich eine derartige Mühe gemacht haben.«
Seine Stimme klang verlegen. »Ich bitte Sie, man hilft ja gern. Besonders dann, wenn es sich um komplizierte und geheimnisvolle Dinge dreht. Da kann ich Ihnen nur viel Glück und alles Gute wünschen. Und vergessen Sie bitte das eine Wort nicht.«
»Das auf keinen Fall.« Ich versprach Sloane noch, mit ihm in Verbindung zu bleiben und legte dann auf.
»Sind wir jetzt einen Schritt weiter?« fragte Suko und lächelte vor sich hin.
»Ich hoffe es.«
»Gut, was willst du tun?«
»Mit den Frauen sprechen. Ich will wissen, ob sie schon etwas erreicht haben.«
Janina und Wilma hatten Telefon im Zimmer. Und Wilma meldete sich mit leicht vibrierender Stimme. Sie war erleichtert, als sie hörte, daß ich mit ihr sprach.
»Hat alles geklappt?«
»Ja, Mr. Sinclair, wir können wieder tanzen.«
»Wann?«
»Es liegt an uns.«
Ich machte ihr einen Vorschlag. »Wenn Sie sich besser fühlen, sollten Sie darüber nachdenken, ob Sie nicht schon heute abend einen Versuch starten wollen.«
Wilma schwieg.
»Wenn nicht, dann…«
»Kann ich Janina fragen?«
»Gern, ich warte.«
Suko winkte mir von der anderen Seite des Schreibtisches abweisend zu und schüttelte den Kopf, wobei er das Gesicht verzog. So ganz einverstanden war er nicht. Ich aber wartete die Reaktion der blonden Wilma ab.
»Sind Sie noch dran, Mr. Sinclair?«
»Aber ja doch.« Mir war schon der ängstliche Unterton ihrer Stimme aufgefallen.
»Ich habe mit Janina gesprochen, und sie hat eigentlich nichts dagegen. Wir haben etwas geschlafen und möchten es beide so schnell wie möglich hinter uns haben.«
»Das ist gut.«

»Holen Sie uns dann ab?«
»Nein, wir treffen uns in dem Lokal.«
»Gut, dann bis später.«
Sie wollte auflegen, aber ich sagte noch: »Hören Sie, Wilma, wenn es Ihnen gegen den Strich geht, lassen wir das.«
»Wir möchten es aber.«
»Dann ist es gut. Suko und ich werden ab neunzehn Uhr im Alhambra sein.«
Sie schwieg für einige Sekunden. »Und wenn der Vernichter dann erscheint, Mr. Sinclair?«
»Kümmern wir uns um ihn.«
Wahrscheinlich wollte sie noch mehr sagen, aber sie brachte nur ein dünnes »Ja gut« zustande. Ich richtete noch Grüße an Janina aus, dann legte ich auf.
Suko blickte mich skeptisch an.
»Wenn ich zusammenfasse, brauchte ich nur ein Wort zu sagen. Azoth.«
»Genau.«
»Eine Formel?«
Ich hob die Schultern. »So etwas Ähnliches. Vielleicht eine komprimierte Formel. Eine Abkürzung. So genau ist das nicht zu sagen. Aber ich hoffe, daß wir Akam stoppen können, wenn wir ihm gegenübertreten, vorausgesetzt, er erscheint.«
»Meinst du, daß er sich die Frauen holen will?«
»Weshalb hätte er sie sonst auf das Schiff bringen lassen sollen? Er hat etwas mit ihnen vor, und ich glaube auch nicht daran, daß die beiden auf einem Sklavenmarkt hatten verkauft werden sollen. Nein, das ist nur ein Vorwand gewesen.«
»Was steckt denn dahinter?«
»Schlimmere Dinge. Die auszusprechen, weigere ich mich und überlasse sie deine Phantasie.«
»Lieber nicht«, murmelte Suko.

***

Das Alhambra unterschied sich in einigen Dingen von einem normalen mitteleuropäischen Lokal. Nicht nur, daß dort kein Alkohol ausgeschenkt wurde, auch die Inneneinrichtung entsprach nicht unseren gewohnten Maßstäben, denn hier konnte man sich als Araber wie in der Heimat vorkommen. Für uns eine fremde Welt.
Es gab keine normalen Stühle, dafür Sitzkissen. Auch die Tische waren niedriger. Aus zwei großen Samowars wurde der Tee serviert. Kandierte oder getrocknete Früchte lagen ebenfalls bereit, das Licht drang aus niedrigen Stehleiten wie geisterhafte Schleier durch den Raum, in dem auch keine Theke vorhanden war.

Die Wände waren mit Bildertapeten beklebt worden, deren Motive sich teilweise in den dicken Teppichen kräftiger wiederholte. Man konnte im Licht sitzen, aber sich auch etwas in den Schatten zurückziehen, was wir vorhatten, als wir den Vorhang des Eingangs zur Seite schoben und uns den ersten Rundblick gönnten.

Wir hörten die für unsere Ohren fremde Musik, auch den ebenfalls fremden Klang der Stimmen, und wir wurden zumindest von den vorn sitzenden Männern entdeckt, die uns verwundert anschauten, denn wir paßten keinesfalls zu den dunkelhaarigen und zumeist bärtigen Gestalten, die den Raum bevölkerten.

Eine Tanzfläche sahen wir nicht. Wahrscheinlich schoben sich die Bauchtänzerinnen durch die schmalen Gänge zwischen den Gästen, das war für uns zweitrangig.

Eigentlich zählte zunächst nur der Mann mit dem dunklen Schnauzbart, dem schwarzen Anzug, dem weißen Hemd darunter und dem kleinen Käppi auf dem Kopf, der uns schon entdeckt hatte und sich durch die Reihe der Gäste schlängelte.

Ich hätte mein letztes Hemd darauf verwettet, daß der Mann der Besitzer war. Er blieb vor uns stehen, und wir konnten erkennen, daß seine Haut etwas gelblich war, was allerdings auch an den Lichtverhältnissen lag. Er hob den rechten Arm und zeigte uns seine Hand, auf der zahlreiche, dunkle Härchen wuchsen.

»Guten Abend, die Herren.« Sein Englisch klang hart. »Normalerweise ist der Besitzer eines Lokals über jeden Gast froh. Ich wäre es auch, aber dies hier ist eine geschlossene Gesellschaft, und deshalb möchte ich Sie bitten, Ihr Getränk woanders einzunehmen.«

Ich blieb ebenfalls freundlich. »Sie sind sicherlich Gamal Tusla?«

Er war etwas überrascht und schnaufte durch seine mächtige und leicht gekrümmte Nase. »Sie kennen mich?«

»Ja.«

»Wer sind Sie?«

»Zwei Gäste«, sagte Suko. »Nehmen Sie uns einfach als zwei Gäste hin, Mr. Tusla.«

»Sicher. Aber darf ich auch nachdenken?«

»Das können Sie.«

»Sie werden hier bei mir nichts finden, falls Sie irgendwelche Drogenverstecken nachlaufen. Wir sind hier sauber. Wir brauchen so etwas nicht. Man trifft sich bei mir, man trinkt Tee, man diskutiert, man versteht sich…«

Ich nickte.

»Ich wollte es nur noch einmal wiederholen. Wenn Sie natürlich darauf bestehen, meine Gäste zu sein, werde ich Ihnen gern zwei Plätze anweisen.«

Tusla war schlau. Er konnte uns nicht einordnen und mußte davon

ausgehen, daß wir von einer Behörde kamen, die kontrollierte. Direkte Fragen danach wollte er nicht stellen, und so richtete er es ein, daß er unverdächtig war.

»Darf ich vorangehen?«

»Gern.«

Wir folgten ihm. Weder Suko noch ich fühlten uns wohl, denn die Blicke der Gästeaugen waren wie finstere Messer, die uns bei jedem Schritt durchbohren wollten.

Wir strichen durch die schmalen Wege und bekamen im Hintergrund des relativ großen Raumes zwei Plätze angewiesen, wo noch einige Sitzkissen frei waren und wir nicht zu dicht mit den anderen Gästen zusammensaßen. Gamal Tusla rückte uns die Kissen zurecht, schob auch den Tisch etwas zur Seite und bemerkte, mit einem Blick auf die Obstschale, daß es keinen Alkohol bei ihm gab.

»Das wissen wir!« erklärte Suko. »Wir sind nicht hergekommen, um uns zu betrinken.«

»Darf ich dann Tee bringen?«

»Gern.«

Tusla lächelte und verschwand.

Wir hatten uns nebeneinander gesetzt und schauten in die Runde. Das Kissen unter mir war weich. Der Tisch vor uns hatte einen hochstehenden Innenrand. Die Platte war durch eine kunstvolle Intarsienarbeit verschönert worden, allerdings gingen die einzelnen Motive ineinander über, so daß wir sie nicht genau erkennen konnten. Eine verzierte Bauchlampe spendete schräg hinter uns weiches Licht. Es fiel bis auf den Tisch und gegen unsere Gesichter, wenn wir uns nach vorn beugten. Von den nächst sitzenden Gästen sahen wir zumeist die Rücken, und die Stimmen hörten wir nur als weiches Gemurmel.

Ein junger Mann servierte den Tee. Sein weißes Hemd mit den Pumpärmeln changierte im Licht. Er stellte die hauchdünnen Tassen ab, die Kanne ebenfalls, lächelte und zog sich zurück.

»Trinkst du ihn mit oder ohne Zucker?« fragte ich Suko.

»Überhaupt nicht.«

Ich runzelte die Stirn. »Wie, du willst nicht trinken?«

»Nein, und das hat seinen Grund.« Er deutete auf die Kanne. »Es kann ja sein, daß man uns ein Pülverchen hineingemixt hat. Etwas, das uns träge macht und schlafen läßt, wenn du verstehst.«

»Ja, das ist möglich.«

»Deshalb verzichte ich lieber.«

Ich tat es ihm dann nach. Mir als Europäer fehlte die Rückenlehne.

Wenn man es nicht gewohnt ist, kann ein Sitzkissen auch unbequem werden, und ich hoffte, daß es bis zum Auftritt der beiden Tänzerinnen nicht zu lange dauerte.

Suko hatte keine Schwierigkeiten mit dem Kissen. Er saß dort entspannt und schaute sich immer wieder um, als wollte er jede Einzelheit genau aufsaugen.

Auf einmal war die Musik nicht mehr zu hören. Eine seltsame Geräuschkulisse breitete sich aus, denn wir hörten nur mehr das Murmeln der Gästestimmen.

Aus dem Hintergrund trat Tusla in die Mitte, hob die Arme, und auch der Stimmenklang sackte weg. Dann hielt der Besitzer des Alhambra eine Ansprache - auf Arabisch - von der wir leider nichts verstanden. Nur zwei Worte oder Namen bekamen wir mit.

Wilma und Janina.

Ich lachte leise. »Dann werden die beiden gleich auftreten«, flüsterte ich Suko zu.

»Das denke ich auch.«

Gamal Tusla beendete seine Ansprache. Er drehte sich dabei nach links und klatschte in die Hände. Auch die anderen Gäste spendeten Beifall, der letztendlich den beiden Frauen galt, um sie aus ihrem Versteck herzulocken.

Zwei Scheinwerferkegel durchdrangen von zwei verschiedenen Seiten her den Raum und konzentrierten sich auf eine gewisse Schwärze, die plötzlich dunkle Wellen warf, für uns ein Zeichen, daß sich dort ein Vorhang bewegte.

Wenig später fingen die Strahlen der Scheinwerfer zwei Frauengestalten ein.

Wilma und Janina!

Ich bekam große Augen, denn ich hätte sie kaum wiedererkannt, so wie sie jetzt aussahen. Beide trugen sie goldenen Schmuck in den Haaren, und beide hatten sie ihre Brüste durch goldene Oberteile verdeckt, die an ihren unteren Enden mit zittrigen Fransen besetzt waren. Tief und unterhalb des Nabels begannen die winzigen Höschen, die mit Fransen und Glöckchen bestückt waren. An den Hosen hingen rötliche Schleier, die bis zu den Knöcheln reichten.

Für einen Augenblick blieben die beiden im Licht der Scheinwerfer stehen, und wir hatten den Eindruck, als wollten sie das Lokal nach uns absuchen, was allerdings schwierig war, da sich das Licht der Scheinwerfer auf sie konzentrierte und sicherlich auch blendete.

Die Musik spielte wieder.

Diesmal war sie anders, nicht so leise und weich, sondern flotter. Sie animierte zum Tanzen.

Das taten die beiden auch.

Janina und Wilma zeigten den Gästen und auch uns, was sie konnten, und wir waren schon angetan, denn diese Perfektion hätten wir ihnen kaum zugetraut.

Sie bewegten sich so leicht, so locker und auch fließend. Da gab es

nichts Abgehacktes, da ging alles ineinander über, als wollten sie die Melodie nach außen hin sichtbar machen.

Sie tanzten zu Beginn zusammen und bewegten sich dann in das Lokal hinein. Wer für Bauchtanz schwärmte, der mußte von beiden Frauen begeistert sein. Sie bewegten ihre Leiber perfekt. Ihre Bäuche zuckten vor und wieder zurück, und dies geschah im Gleichklang mit der Musik.

Die Zuschauer waren begeistert. Sie staunten, sie starrten die Körper an, und manche Hände schoben Geldscheine hinter den spärlichen Stoff.

Die beiden Frauen tanzten jetzt nicht mehr zusammen. Wilma hatte sich von Janina gelöst. Sie schien uns entdeckt zu haben, denn sie bewegte sich in unsere Richtung, was allerdings auch Zufall sein konnte, denn in unserer Nähe hatte sie mehr Platz.

Wie eine sich im Wind bewegende lange Feder glitt sie an den Gästen vorbei und vergaß auch nicht, ihnen zuzulächeln, so daß sich jeder geschmeichelt fühlen konnte.

Wilma kam immer näher.

Ich konzentrierte mich auf ihr Gesicht. Das Lächeln konnte nicht über die Anstrengung hinwegdeuten, die sie empfand. Vielleicht war es auch die Furcht, denn beide hatten sich schließlich wieder in die Höhle des Löwen gewagt.

Hier waren sie aus ihrer Garderobe entführt worden, und ich konnte mir vorstellen, daß auch Gamal Tusla darüber informiert war. Wir hatten ihn bewußt nicht gefragt, doch sein Mißtrauen uns gegenüber war deshalb nicht geringer geworden.

Das Klingeln der kleinen Glocken erklang jetzt lauter, denn Wilma war nicht mehr weit von uns entfernt. Die Gäste, deren Rücken wir bisher nur gesehen hatten, drehten sich noch um, als die Tänzerin sie passierte, und wir schauten direkt zu ihr hoch.

Etwa einen Schritt von uns entfernt blieb sie stehen, beugte sich tief nach hinten, tanzte aber weiter. Es war unheimlich anstrengend für sie, das sahen wir ihr an. Auf dem Gesicht war das Lächeln verschwunden, sie hielt den Mund geöffnet und atmete scharf durch den Spalt.

Dabei zischte sie uns noch etwas zu: »Wir haben Akam noch nicht gesehen.«

»Abwarten.«

»Sonst geht es uns gut«, mühte sich Wilma ab.

»Wunderbar.«

Sie »lag« jetzt so flach, daß wir über sie hinwegschauen konnten. Im Hintergrund bewegte sich die dunkelhaarige Janina mit der gleichen Grazie durch die Lücken.

Joachim Bertus fehlte. Wir hatten ihm nicht Bescheid gegeben, daß

sich der Einsatz um einen Tag verfrüht hatte. Dies hier mußten wir allein durchstehen.

Wilma richtete sich wieder auf - und lächelte. Sie hatte die Arme ausgestreckt und drehte sich, als wollte sie alles in der Nähe umfangen.

Dann zog sie sich zurück. Auch Janina blieb nicht an derselben Stelle.

Wenn sich beide so weiter bewegten, würden sie bald wieder in der Mitte des Lokals zusammentreffen.

»Das war perfekt«, sagte Suko.

»Bist du ein Kenner?«

Er grinste. »Aber klar doch. Jetzt fehlt einzig und allein unser unbekannter Freund Akam.«

Es schien so zu sein, als hätte er diese Botschaft verstanden, denn die Veränderung zwischen den Wänden war nicht zu sehen, aber durchaus zu spüren.

Die Luft war nicht die beste gewesen. Der Geruch fremder Öle durchzog sie, aber daran hatten wir uns in der Zwischenzeit gewöhnt. Jetzt aber trieb uns ein anderer Hauch entgegen, und der war nicht eben als angenehm zu beschreiben.

Er war der Geruch von altem Schlamm oder Moder. Ein widerlicher Gestank, der durch den Raum floß, eine unsichtbare Wolke, die vom Flair eines alten Friedhofs kündete.

Ob nur wir oder auch die anderen Gäste etwas bemerkt hatten, das war uns egal. Wir gingen davon aus, uns nicht geirrt zu haben und hatten zudem den Eindruck, daß sich etwas im Hintergrund bewegte, und zwar hinter den beiden Tänzerinnen, die wieder dicht zusammenstanden und kaum eine Lücke freiließen.

Sie bewegten sich jetzt langsamer, tanzten aber weiter, und manchmal sah es so aus, als wollten sich ihre Hände oder Arme ineinander verschlingen.

Hinter ihnen zitterte die Luft, als wäre die Dunkelheit zur Seite gerissen worden.

Da gab es plötzlich das Lokal nicht mehr. Es sah aus wie eine gemalte Wüstennacht, über der ein prächtiger Sternenhimmel lag. Und aus ihm hervor löste sich eine Gestalt.

Abdul Akam, der Vernichter, erschien!

***

Es bot einen Anblick, bei dem sicherlich nicht nur uns der Atem stockte, denn auch die anderen Gäste hatten ihn gesehen und wagten es nicht, sich zu rühren.

Nur war er nicht allein erschienen. Er saß eingehüllt in einen dunklen Umhang auf dem Rücken eines blutenden Kamels, dem Pferd

der Wüste. So schwebte er heran, hatte seinen linken Arm erhoben und geriet in das Licht der beiden Scheinwerfer, die seiner Gestalt einen goldenen Schimmer gaben.

Die Überraschung war für alle perfekt. Auch für die beiden Tänzerinnen, die nicht wußten, was sie machen sollten. Ihnen war nur klar, daß Akam gekommen war, um sie zu holen.

»Der Vernichter ist da!« rief ein Mann mit hoher Stimme. »Das Böse aus der Stadt der Toten…«

Demnach kannte man die Geschichte ebenfalls, die uns der Professor erzählt hatte. Mochten sich die Gäste hier bei normalen Auseinandersetzungen auch noch so wehren, in diesen Augenblicken schafften sie es nicht. Da waren sie wie Figuren, wie Fremde, die jemand als Statisten in den Raum gestellt hatte.

Wie weit die Gestalt noch von den Tänzerinnen entfernt war, konnten wir schlecht abschätzen. In der Dunkelheit schrumpften die Entfernungen zusammen, aber die beiden wußten bereits Bescheid. Sie mußten den Hauch des Bösen gespürt haben, denn sie blieben dort stehen, wo sie ihre letzten Figuren durchgeführt hatten.

Der Vernichter wuchs hinter ihnen auf.

Es war die tödliche Drohung, er würde sie holen und entweder mitnehmen oder töten.

Suko und ich waren aufgestanden. Wir kümmerten uns um keinen anderen, sondern sahen zu, so rasch wie möglich in die Nähe dieser Gestalt zu gelangen.

Nach den ersten Schritten erwischte auch uns die Veränderung. Es war nie kalt in diesem Lokal gewesen, aber die Wärme, die uns nun entgegenwehte, war unnatürlich wie ein atemberaubender heißer Windstoß aus der Wüste.

Wir kannten diese Hitze, die sich noch verstärken würde, um das Lokal hier in eine Flammenhölle zu verwandeln. Er würde seinem Namen alle Ehre machen, und sicherlich fing er bei den Tänzerinnen an.

Suko und ich nahmen keine Rücksicht. Egal, wer uns auch im Weg saß, wir stießen ihn zur Seite, und wir sahen zudem, wie Männer, die sicherlich harte Machos waren, plötzlich weich und ängstlich wurden, denn niemand traute sich, von seinem Platz aufzustehen und sich dem auf dem Kamelrücken hockenden Grauen zu stellen.

So konnte er seinen Plan durchführen, und wir alle sahen, wie er sich mit einer geschmeidigen Bewegung vom Rücken des blutenden Kamels nach unten schwang.

Für einen Moment blieb er neben dem Tier stehen. Uns wurde die Sicht auf ihn genommen, dann zuckten wir zur Seite und hatten den Vernichter wieder vor uns.

Er starrte die Tänzerinnen an.

Wilma und Janina sahen aus, als hätte man sie hypnotisiert. Sie konnten sich nicht rühren. Sie waren die Opfer, die fixiert wurden, um später vernichtet zu werden.

Der Vernichter war gierig, denn er streckte beide Arme aus, um die Frauen zugleich packen zu können.

Genau in dieser Sekunde waren wir da, aber wir wären trotzdem zu spät gekommen, hätte Suko nicht eingegriffen und den Stab eingesetzt, wobei er nur ein Wort rief:

»Topar!«

Jetzt bewegte sich niemand mehr!

***

Genau das hatte Suko gewollt. Er wußte auch, daß er in den fünf Sekunden Abdul Akam nicht vernichten konnte und durfte, aber er konnte ihm Steine in den Weg legen und weitere Taten erschweren.

Das Skelett kümmerte den Inspektor nicht. Ihm kam es einzig und allein auf die beiden Frauen an, die einfach zu dicht in der Nähe des Vernichters standen.

Er rannte so schnell wie möglich hin. Und diesmal waren es normale Hände, die Wilma und Janina zuerst festhielten, um sie dann wie steife Puppen zur Seite zu schieben, nur weg aus der Reichweite dieses Monsters.

Es gab nur Suko, der sich bewegen konnte. Alle anderen, sein Freund John eingeschlossen, standen starr auf dem Fleck. Und Suko verwandelte sich in einen zweibeinigen Wirbelwind, denn er hatte noch Zeit, seine Dämonenpeitsche hervorzuholen, einmal den Kreis zu schlagen, damit die drei Riemen hervorrutschten.

Das geschah in dem Augenblick, als die fünf Sekunden vorbei waren.

Die Zeit lief wieder normal ab.

***

Auch für mich, denn plötzlich sah ich, was sich verändert hatte. Mein Freund hatte die Szenerie verändert und die beiden Frauen in Sicherheit gebracht. In meiner Umgebung war zwar wieder alles normal geworden, aber die Gäste kamen trotzdem nicht von ihren Stühlen hoch und blieben hocken wie angeleimt.

Ich vertraute auf Suko, auf seine Peitsche und sah, wie er den Arm hochriß.

Die drei Riemen trafen.

Nur nicht das Monster, denn Abdul Akam hatte sich zur Seite bewegt.

Die Peitsche erwischte das Reittier, und das von der Brust an blutgetränkte Kamel brach zusammen, wobei er noch während des Falls regelrecht verpuffte und zu einer Staubwolke wurde.

Ich wollte in die Nähe des Geschehens.

Der nach Moder stinkende Staub nahm mir den größten Teil der

Sicht, obwohl noch alle Lampen brannten, aber Suko ließ sich nicht beirren.

Es war näher dran. Er wollte das Ende des Vernichters, der als Mensch gestorben, aber dann auf eine schlimme Art und Weise wieder zurückgekehrt war.

Wenn jemand perfekt mit der Peitsche umgehen konnte, dann war es Suko, und sein zweiter Schlag erwischte das Skelett in dem Augenblick, als ich dicht hinter ihm war.

Ich hörte es klatschen. Ich sah genau zu, wie das Skelett ins Taumeln geriet und es mit seinen Knochenfüßen über den Teppich schabte. Die drei Riemen hatten es erwischt. Es mußte zusammenbrechen und zu Asche werden, das war bisher immer so gewesen.

Keine Regel ohne Ausnahme.

Und diese hier schockte uns beide, denn der Vernichter blieb stehen, als wäre nichts geschehen.

Nur sah er sich als Sieger, denn er lachte - und wurde einen Augenblick später von den heißen Flammen umspielt…

***

Das hatte uns noch gefehlt. Ein brennender Vernichter, der dadurch seinem Namen alle Ehre machte. Jemand, den die Flammen wie ein Vorhang umtanzten, der, wenn er sich in Bewegung setzte, alles erfassen konnte, die Menschen inbegriffen, der nichts anderes zurücklassen würde als graue Asche.

Suko war überrascht. Er zuckte herum, er schaute mich an. Wenn das Gesicht eines Menschen ein Fragezeichen sein konnte, dann traf dies bei meinem Freund zu.

Die Peitsche hatte versagt. Sie hatte ihn im Stich gelassen. Darüber mußte er erst mal hinwegkommen, denn bisher hatte es das nicht gegeben. Aber Abdul Akam stammte aus einer Zeit, die weit zurücklag, und er mußte Kontakt mit den schrecklichsten Göttern und Dämonen gehabt haben, wie sie im Totenbuch beschrieben worden waren.

Dann brannte der Teppich.

Eine Flamme puffte hoch, blieb nicht auf eine Stelle begrenzt, sondern breitete sich aus. Das Feuer war unwahrscheinlich heiß. Es würde uns zu Asche verglühen lassen, wenn wir nicht schnell genug wegkamen, aber dazu war es zu spät. Wir kriegten keine Luft mehr, der heiße Hauch brannte in unseren Lungen, und ich sah, wie über meinem Kopf etwas durch die Luft zuckte, das sich einen Moment später tatsächlich in ein Heer von kleinen Flammen verwandelte, die wie ein Teppich zwischen den Köpfen der Gästen und der Decke lagen.

Alles war sehr schnell gegangen. Der Schock aber würde sich bei den meisten Gästen gleich lösen und sich in einen gewaltigen Ansturm der

Panik verwandeln.
Dem mußte ich zuvorkommen.
Es gab nur eine Chance.
Wo Sukos Peitsche versagt hatte, wo ich es mit dem Kreuz erst gar nicht zu versuchen brauchte, erinnerte ich mich an den Bannspruch des Paracelsus, den mir Professor Sloane ans Herz gelegt hatte. Ihn schmetterte ich mit lauter Stimme dem Vernichter entgegen, bevor der Teppich aus heißen Flammen über uns zusammenfallen konnte.
»Azoth!« rief ich. Dann noch einmal: »Azoth!« Zu einem dritten Ruf kam ich nicht mehr, weil ich den Eindruck hatte, daß meine Kehle durch den heißen Feuerhauch zerstört wurde…

***

Reichte es? Reichte dieser zweimalige Ruf aus? Würde dieses eine Wort überhaupt etwas bewirken?
In den nächsten Sekunden mußten wir darüber Klarheit bekommen, sonst waren wir alle verloren.
Es gab wohl keinen, der nicht ebenso fühlte wie ich. Innerlich kochte ich, war schon dabei zu verbrennen, zumindest kam es mir so vor, als ich die erste Reaktion erlebte.
Über mir verschwand die Hitze. Mit einem brausenden Geräusch zog sich der Flammentcppich zurück, und auch der brennende Boden verschwand, als hätte man Wasser über ihm ausgekippt.
Es blieb das Skelett!
Vor mir stand es! Ich sah es genau. Die Scheinwerfer hatten es zufällig erfaßt, und jeder konnte verfolgen, was mit ihm geschah. Abdhul Azred, der unheimliche und gefährliche Verrückte, war auf grausame Art und Weise zerrissen worden.
Abdul Akam war ein Diener seines Herrn gewesen, und ihn erwischte es auf die gleiche Art und Weise.
Er wurde zerrissen.
Wir waren die gebannten Zuschauer und bekamen mit, wie das widerliche Skelett plötzlich Arme und Beine in die Höhe warf, als wäre es ein Hampelmann, bei dem jemand am Faden gezogen hatte.
Aber es fiel nicht mehr zurück. Es blieb in der Luft schweben, noch immer die Glieder gespreizt, und andere Kräfte, die wir nicht sahen, zerrten an ihnen.
Es knackte überlaut, als zuerst der linke Arm aus dem Gefüge gerissen wurde. Dann folgte der rechte, danach waren die Beine an der Reihe, wobei es nicht bei diesem einen Zerreißen blieb. Im Unsichtbaren lauerten zahlreiche Hände, die auch noch die herausgerissenen Knochen zerhackten und sie einzelnen Splitter wegschleuderten.
Dann brach der Kopf ab. Zuvor hatte ihn die »Hand« gedreht, so daß

sich das Gesicht kurz auf dem Rücken befand, bevor sich der Schädel löste und mit ungeheurer Wucht zu Boden geschmettert wurde. Selbst der Teppich konnte das Zerbrechen des Schädels nicht verhindern.

Unförmige Splitter umspritzten unsere Füße, und in der Luft hing nur mehr der Rumpf des Monsters.

Auch er zerbrach. Er wurde regelrecht zerschlagen. Da hatten sich die unsichtbaren Hände zu Fäusten zusammengeballt und hämmerten brutal gegen die Knochengefüge, dessen einzelne Splitter sich selbstständig machten und durch die Luft wirbelten, wo sie noch weiter zerknackt wurden, und dann, als sie klein genug waren, auf dem Boden landeten.

Es gab diesen Abdul Akam nicht mehr. Es war vorbei mit ihm. Nur die Splitter waren geblieben. Aus ihnen würde sich kein neues Skelett mehr zusammensetzen.

Einen letzten Gruß bekamen wir auch noch zugeschickt. Aus der Dunkelheit oder aus dem Unsichtbaren, niemand wußte es genau, dröhnte ein fürchterliches Lachen durch das Lokal, als wäre ein uralter Götze froh darüber, einen Versager vernichtet zu haben. Dann war auch das Lachen vorbei, der seltsame Himmel war ebenfalls verschwunden, und wir konnten wieder frei atmen - und vor allen Dingen auch lächeln…

***

Wir saßen mit den beiden Frauen in ihrer Garderobe zusammen, die ihr Glück noch nicht fassen konnten. Immer wieder sprachen sie von der Hitze, die sie schon in ihrem Innern gespürt hatten und deshalb darauf gefaßt gewesen waren, zu verbrennen.

Sie konnten beruhigt leben, wie wir ihnen versicherten. Ob sie auch weiterhin ihrem Hobby, dem Bauchtanz, nachgehen würden, das stand noch in den Sternen…

ENDE